

Text 1 Einleitung

In einer Zeit, in der ein Buchtitel provoziert und zugleich zum Bestseller wird wie Richard David Prechts „*Wer bin ich und wie viele?*“, in einer Zeit also, die jeden Einzelnen herausfordert, über sich als Individuum nachzudenken, angesichts innerer Ansprüche und äußerer Erwartungen oder Zuschreibungen, sollte es reizen, auch Jean Paul zu lesen. Er war ebenfalls, als Zeitgenosse der Aufklärung und ihrer Kritiker wie ihrer idealistischen Überwinder auf der Suche nach dem Ich. Weder das heldenhaft Titanische noch das humanistisch Selbstsichere haben ihm genügt. Lassen Sie sich einladen, in seinen großen Roman mit dem provokanten Titel „Titan“ und in einiges mehr einzusteigen.

Text 2 Jean Paul in seiner Selberlebensbeschreibung

In der künftigen Kulturgeschichte unsers Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit – jedoch auch ein zweites Wort Morgenland – mir wie eine offene Himmelpforte, durch welche ich hineinsah in lange lange Freudengärten. Nie vergeß! ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht »ich bin ein Ich« wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerens sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen in eine bloß im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, sich mit Zusätzen mengen konnte. I,6,1061, Z. 4-21 (Aus der *Selberlebensbeschreibung. Zweite Vorlesung*)

Jean Paul hat zeit seines Lebens sich mit dieser Einsicht und ihren Folgen herumgeschlagen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil er in einer Zeit gelebt hat, die man das Zeitalter des „Subjektivismus“, der „Autonomie des Individuums“ genannt hat, eine Epoche, die ihn geprägt hat.

Fragen und Anregungen:

Sicher kann sich jeder an ähnliche Szenen oder Gedanken erinnern – und kann „seine eigene Geschichte mit sich selbst“ berichten, wird wohl Erlebnisse, Erfahrungen, Orte, Begegnungen mit anderen Menschen, Eindrücke seines Lesens und Nachdenkens nennen können.

- Versuchen Sie Ihre eigene Geschichte zu dieser Frage zu entdecken.
- Was kann aus dieser Entdeckung erwachsen: Gedanken, Träume wie Ängste und vielleicht noch anderes?
- Welche Bedeutung kann der Ort und die Situation, die hier J.P. genauer benennt, angesichts einer solchen Einsicht haben?

Jean Paul schreibt weiter: „Um das [...] Leben unsers Hans Paul – denn so wollen wir ihn einige Zeit lag nennen, jedoch immer mit anderen Namen abwechseln - am treuesten darzustellen, tun wir glaub' ich am besten“, ein ganzes Jahr zu schildern.

Was könnte dieser Namenswechsel im Blick auf das „Ich“ bedeuten?

Jean Pauls ICH–Suche
Der Mensch als Titan?

Abbildung Jean Paul



Friedrich Wilhelm Bollinger (um 1800??)

E 2/1 Einführung

In Jean Pauls Nachdenken und Dichten begegnet ihm und seinen Lesern lebenslang eine brennende Frage:

*Wer bin ich?
Was bedeutet es, „Ich“ sagen zu können?
Was heißt es, ein (unverwechselbares) Ich sein zu wollen?*

Modern gesprochen: Jean Paul stellt die Frage nach der eigenen **Identität**. Wer sie stellt, erfährt sich zwar anders als die anderen, insofern als unverwechselbares Ich, immer aber auch im Gegenüber zu anderen Menschen, im Zweifel über und im Vertrauen auf sich selbst – und im Gegenüber zu einem Größeren: Viele suchen dieses Größere in der Natur, in der Geschichte der Völker, in einem unerkennbaren Schicksal oder im Gegenüber zu einer „Gottheit“ oder zum sich offenbarenden Gott der Bibel.

So wird aus der persönlichen Frage, die sich eigene Antworten sucht, auch eine philosophische, anthropologische, ethische, religiöse, ja theologische. Und Dichter haben mit ihrer Poesie immer Wege erprobt, dieser Bestimmung nicht allein mit Argumentation und Logik, sondern in sprachlichen Bildern und Geschichten auf die Spur zu kommen.

Im Verlaufe der hier vorliegenden Themenerschließung können Sie dem Dichter und Denker Jean Paul folgen, einem Autor, der unverwechselbar der Frage in vielen Formen des Denkens und Dichtens nachgegangen ist. Es soll aber auch deutlich werden, dass die Frage bis heute aktuell bleibt.

Im Mittelpunkt wird Jean Pauls großer Roman „Titan“ stehen, sein „Kardinalroman“. Aber die Frage beginnt beim kleinen Johann Friedrich Richter, der sich hier „Hans Paul“ nennt, etwa im Jahr 1767, als er als Sohn eines Dorfpfarrers in Joditz nördlich von Hof lebte. Sie können sich zuerst mit der Inhaltsübersicht orientieren →**Text 1** und dort einsteigen, wofür Sie sich besonders interessieren. Ein strikt durchzuhaltender Verlauf ist nicht zwingend.

Vorgeschlagen wird, mit einem kleinen Text Jean Pauls über den jungen Johann Friedrich Richter lesen. Besonders zugänglich wird uns die Frage nach dem Ich über eine Szene aus seiner Kindheit in seiner **Selberlebensbeschreibung**, die er zwischen 1813 und 1819 notierte – aufgeschrieben im Anschluss an die Erarbeitung seiner großen Romane. Seine subjektive Erinnerung an sein „inneres Gesicht“ als Kind, ‚*Ich bin ein Ich*‘, ist für ihn der Anfang seines philosophischen Nachdenkens und seines Dichtens. →**Text 2**

2/2 „Ich bin ein Ich“. Könnte es nicht auch heißen „Ich bin Ich“?

Es könnte ein Unterschied sein, welche Formulierung man wählt. Auf jeden Fall aber wächst sich die Frage bei genauerem Nachdenken aus zu der umfassenderen:

Was ist der Mensch?

Lesen Sie sich ein wenig in die wirre Vielstimmigkeit der Aussagen ein, wie sie sich in unterschiedlichen Zeiten Gehör verschaffen wollten. Achten Sie dabei

1. auf die Stellung des Ich in einem gedachten „Koordinatensystem“, im „Gegenüber“ oder in „Einheit mit“: Anderen – Welt: Natur, Volk, Menschheit – einem Jenseits, Gott...
2. auf die Folgerungen für das Ich, für den Einzelnen. Ist er Herr seiner selbst, ist er frei, ist er zu etwas verpflichtet, verantwortlich für etwas? → **Text 3 Sätze über den Menschen**

2/3 Ich in Beziehung zum Anderen?

Die beiden Fragen unter 2/2 können durchaus genügen zu erkennen, wie unterschiedliche die Stellung des Menschen gesehen wurde. Natürlich ließen sich auch weitere Aussagen aus der Geschichte heranziehen.

Unser Ziel ist es jedoch auch, die Position Jean Pauls unter diesen Stimmen deutlich zu machen. Wir springen deshalb noch ins 20. Jahrhundert, mit einem kurzen Auszug aus der Philosophie von Emmanuel Lévinas (1905-1995) →**Text 4**

2/4 Der Mensch als „Titan“

Die Zeit, in der Jean Paul gelebt hat, war in besonderer Weise bestimmt vom Stolz des Menschen, auf das, was er selbst kann, was er geleistet hat – durch Wissenschaft, Forschergeist, Bildung und Ausbildung.

Das Jahrhundert Jean Pauls wird aber nicht zufällig als „Geniezeitalter“, bezeichnet, das den Glauben an die Größe des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Mit einem Blick auf die griechische Philosophie und ihre Vermittler in der Renaissance, die wahrhaft titanische, ja gottähnliche Vorstellungen vom Menschen vertraten, pries man das „Titanische“ der großen Menschen.

So mag es nicht verwundern, dass Jean Paul seinen größten Roman, an dem er mehr als fünf Jahre gearbeitet hat, „Titan“ genannt hat: Er beteiligt sich an der Frage, was ein Titan sei.

Besprechen Sie dazu einige Fragen →**Text 5**

Lesen Sie sodann eine Information über den griechischen Titanenmythos. →**Text 6**

Es ist wohl auch nicht verwunderlich, wenn bis in die Gegenwart das Thema aktuell ist und seine Neuinterpretation in Fantasy-Produktionen erhält. →**Text 7**

Die Kritik an Fantasy-Produkten sieht darin vielfach ein zu schlichtes Weltbild – oder die Handlung spielt überhaupt in einer anderen Welt – und das Übergewicht von Gewalt (als „action“).

Bei Jean Paul sollten wir uns auf eine Gesellschaft gefasst machen, die zwar an erfundenen Orten lebt, aber weder in einem Fantasien lebt noch unter realen Menschen nicht vorstellbar wäre.

In →**Text 8** findet sich eine kurze Skizze der Strömungen der Geniezeit, von denen auch Jean Paul nicht unbeeinflusst war.

2/5 Jean Pauls Selbstbewusstsein als Autor

Man darf behaupten, dass die in dieser Zeit formulierten Fragen bis heute von zentraler Bedeutung sind, für den Einzelnen wie für die Gesellschaft – ob alle Antworten und Lösungen befriedigen, sollte zum eigenen Nachdenken anregen. Auch wenn manche – christliche Theologen und Seelsorger, aber auch Psychologen und auffälligerweise viele Anhänger neuer religiöser Strömungen – heute eher kritisch von Subjektivierung und Individualisierung als dem Beginn eines enormen kulturellen, geistigen und religiösen Verlustes sprechen, so bleibt auf der anderen Seite unbestreitbar der Gewinn an Kenntnis des Menschen über sich selbst festzuhalten – und über seine Grenzen. Auch Jean Paul hat sich an dieser Diskussion auf seine Weise des Schreibens beteiligt:

So nichtig uns das Leben durch die Menge der Untergehenden vorkommen mag, durch die Kleinheit des Menschen p.: so wird er sich doch auf einmal wichtig – nicht durch seine Freiheit – sondern durch sein Selbstbewußtsein wodurch er sich von der ganzen Natur unterscheidet, welche blind dahin geht.

Jean Paul, Nachlass 1797, aus: Ideen-Gewimmel Nr. 972

Es bleibt die Frage drängend: Wenn der Mensch so selbstbewusst gesehen ist, wird er auch selbst verantwortlich – aber wie ist solche Selbstbewusst sein zu gewinnen und wie ist Verantwortlichkeit zu leisten?

2/6 Jean Paul, der Autor des Titan/Anti-Titan

Als Erwachsener hat sich Jean Paul an einer solchen Standortbestimmung wesentlich beteiligt. Er leistete dies als Autor in unterschiedlicher Form.

Jean Paul hat sich auf vier Wegen, in vier Perspektiven der Frage genähert, wie es um den Menschen, das Individuum, in einer endlichen und zugleich von Gott bestimmten Welt, steht: als Dichter, als Philosoph und Theologe, als Pädagoge und als politischer Schriftsteller. Vielfach finden sich in seinen Texten die Perspektiven und Weisen des Erzählens und poetisch Wahrnehmens mit Weisen des Redens darüber unmittelbar nebeneinander. Wir können ihm also in seinem Roman „Titan“ durchaus umfassend begegnen.

Der Roman, der als ganzer nicht leicht zu lesen ist, nicht nur seiner Länge von über 800 Seiten wegen, hat den Titel „Titan“ – ohne den bestimmten oder den unbestimmten Artikel. Er sollte wohl nicht nur als Beispiel verstanden werden, sondern als die Vorstellung von „Titanismus“. Wenn das richtig ist, dürfte weniger die berechtigte Auflehnung und das Lob des Siegers als vielmehr die Gefahr der Überhebung, der Überschätzung des Ichs im Mittelpunkt stehen.

So steht in einem Brief des Autors: „Titan sollte heißen Anti=Titan; jeder Himmelsstürmer findet seine Hölle; [...] Das Buch ist der Streit der Kraft mit der Harmonie.“ (SW III,4, 263ff., Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 8. September 1803 aus Coburg)

Jean Paul wollte den Namen zudem Títan aussprechen, nicht Titán.

Wie könnte man sich ein Erwartungsbild eines Anti-Titan entwerfen? Lesen Sie dazu einige mögliche Anregungen unter →**Text 9**

2/7 Wege zum Roman „Titan“ Jean Pauls

Der Roman „Titan“ wird im Folgenden in fünf Schritten vorgestellt:

1. mit einem Blick in einen Brief, den Jean Paul am 3. 12..1798 an seinen Freund Friedrich Heinrich Jacobi schreibt →**Text 10**,
2. mit einem kurzen Blick auf die im Roman selbst recht verwickelte Handlung →**Text 11**, und parallel dazu einen zusammenfassenden Text aus der Handlung des Buches selbst (das Testament Eleonores) →**Text 12**,
3. mit einem Blick auf kritische Stimmen: wichtig ist →**Text 13** (Goethe), drei moderne Kritiker können Sie sich ggf. auch für die Zeit nach der Lektüre aufheben →**Text 14**,
3. durch die Vorstellung eines weiteren Textes Jean Pauls, des „Extrablatts: Von hohen Menschen“ →**Text 15**,
4. durch die Vorstellung wichtiger, Albano begleitender Figuren im Roman, die ihren Anteil zur Ausbildung beitragen.

2/8 Ist der Roman ein „Schauerroman“?

Die kurze Inhaltsangabe (vgl. Text 11) kann man als eine zwar verwickelte, aber doch recht „triviale“ Story ansehen. So kann man zeigen, dass Jean Paul sich auch mancher Mittel des sogenannten „*Schauerromans*“ seiner Zeit bedient: Geschichten voller Zufälle mit traurigen oder glücklichen Umständen, von echten oder auch nur scheinbaren Wundern und wirkungsvollen, ja gruseligen Details – und schließlich einem „happy end“, vielleicht so märchenhaft, wie eben im ansonsten durchaus realistischen Märchen, in dem der Gewinner oft der ist, der

zu Anfang der Benachteiligte war, aber in seiner Art zu handeln (oder auch nicht zu handeln) sicher ist, auf jeden Fall auch niemandem mit seinem Handeln schadet.

Aber: Eine unwandelbare Selbstsicherheit müsste nicht eine lange Ausbildung erfahren. Der wirkliche Märchenheld hat seine Sicherheit immer schon.

Und der scheinbar so harmonische Schluss bleibt es nur, wenn man zu vieles ausblendet.

- Albano ist zurückkehrt in seine Heimat:

„Er dachte an die um ihn her in Gräbern gelegten eingesunkenen Menschen, zwar hart und unfruchtbar wie Felsen, aber auch hoch wie Felsen, an die vom Schicksal geopfert Menschen, welche die *Milchstraße* der *Unendlichkeit* und den *Regenbogen* der *Phantasie* zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten, ohne je eine Sehne darüberziehen zu können.- ,Warum ging ich denn nicht auch unter wie jene, die ich achtete? Wallete in mir nicht auch jener Schaum des Übermaßes und überzog die Klarheit?“ (3,820, Z. 20 – 3, 821, Z.3)

Wächst das Ich also auf dem Feld der Menschen, die man hinter sich lässt, die sterben müssen?

- Wir könnten vom Schluss einer Erzählung her, die Jean Paul schrieb, die Frage beantwortet erkennen, während er zugleich am Titan arbeitete „Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch“. Dort wird von der Ballonfahrt und endlich vom tödlichen Absturz des Ballonfliegers erzählt, nachdem er die Welt mit all ihren menschlichen Grausamkeiten überflogen hatte und betrachten musste. Ist das vielleicht das Gegengewicht gegen zu viel Glück und Optimismus?

Ist ein ideales Ich, also eine „Identität“, gar nicht zu schaffen?

Es gibt das Zeugnis einer kleinen Auseinandersetzung Jean Pauls mit Goethe, das ein Schlaglicht auf einen zentralen Konflikt wirft. →**Text 13**

2/9 Ist der „Titan“ ein Erziehungsroman?

Man will ja als Leser einen Roman nicht nur auf das bestätigte Glück – oder die Katastrophe – am Ende hin lesen, sondern man will etwas von den Verwicklungen – und den Erfahrungen, den Umwegen, den Hindernissen und den Chancen ihrer Überwindung lesen.

So sollte man Jean Pauls Roman lesen als ein dichterisches Experiment, ob und in welcher Weise es der Hauptfigur Albano gelingen kann, in der Begegnung mit den unterschiedlichsten Figuren oder Individuen, den eigenen „punctum saliens“ seines Ichs zu finden oder genauer: sich zu erwerben.

Das könnte nun doch wieder nach dem klingen, was ebenfalls in dieser Zeit ausgebildet wurde: nach einem „*Erziehungs- oder Bildungsroman*“ – und Goethe hatte mit seinem Roman „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ einige Jahre vor Jean Paul (1796) gewissermaßen eine Vorlage geliefert, an der sich Jean Paul auch „abgearbeitet“ hat, aber zugleich hatte er schon vorher sein andersartiges Bild des Menschen, seine Vorstellung von Bildung bzw. Bildbarkeit entfaltet.

Zur Kritik am „Titan“, auch im Blick auf das Modell des „*Wilhelm Meister*“, vgl. in →**Text 14** drei Stimmen.

2/10 Ein Ausweg aus festen Denkschemata: Der Hohe Mensch als Ideal?

Auch gegen die Urteile der drei Kritiker gerichtet darf man fragen: Was ist an Märchenfiguren titanisch, was ist an einem Helden, dessen Bildung wir erfahren, anti-titanisch? Oder liegt das Anti-Titanische einfach in Kampf und Sieg gegen die anderen, die sich titanisch gebärden und vielleicht heroisch oder auch nur übermütig unterliegen? Dann bliebe nur wieder das Märchenschema: Der Gute/ das Gute bleibt übrig, nachdem die Bösen/das Böse besiegt ist.

So gibt es nur die klaren Linien, keine gemischten Figuren, keine Charaktere, in denen Stimmungen und Gefühle im Widerstreit liegen, die das Ich mitbestimmen.

Solche Überlegungen sollten dazu anregen, keine Kurzschlüsse zu ziehen.

Dies gelingt am ehesten, wenn wir nicht vorrangig bei Jean Paul darauf achten, welche äußeren Bildungseinflüsse den Menschen Albano bestimmen, sondern welche Kräfte in ihm selbst es sind, die das Ich ausbildet – und ausbilden. (Beachten Sie die hier grammatisch dargestellte doppelte Perspektive.)

Im Jahr 1792 hatte Jean Paul seinen ersten großen Roman „Die unsichtbare Loge“ fertig gestellt. Dort findet sich – eingeschoben in den Roman – ein „Extrablatt: Von hohen Menschen“.

Wäre, anstatt von einem Titan oder einem Genie zu sprechen, die Rede von einem „hohen Menschen“ erfolgreicher auf dem Weg zu einem Ich? →**Text 15**. Sie finden im Anschluss daran auch eine Analyse dieses sicher nicht ganz leicht zu verstehenden Textes sowie weitere Überlegungsfragen

2/11 Jean Pauls Umweg über Platon und ein Gegenbild: Christliche Lieder

Nun fügt aber Jean Paul an den Abschnitt über den Hohen Menschen einen Hinweis auf Plato an:

„Aber warum nehm’ ich weißes Papier und durchstech’ es und bestreu’ es mit Kohlenstaub oder Dintenpulver, um das bild eines hohen Menschen hineinzustäuben; indes vom Himmel herab das große, nie erblassende Gemälde herunterhängt, das Plato in seiner Republik vom tugendhaften Manne aus seinem Herzen auf die Leidwand trug.“ (1, 222, Zeile 24-30)

Den hohen Menschen entdeckt er schon bei dem griechischen Philosophen – doch Platon hat in seiner Politeia Folgendes ausgeführt:

Ein Staat ist auf Arbeitsteilung (dreier Stände) angewiesen: Handwerker (Arbeiter) mit der Tugend des Maßhaltens, Wächter (Lehrer) mit der Tugend der Tapferkeit und Herrscher mit der Tugend der Weisheit. Ein solches Zusammenwirken führt zu der gemeinsamen Tugend der Gerechtigkeit.

Ein Mensch ist gewissermaßen ebenfalls ein „Staat“. Er wird bestimmt von „Seelenkräften“ (Seelenteilen), nämlich den Trieben (Leidenschaften), den Emotionen (Empfindungen) und der Vernunft, die auch auf Zusammenarbeit angewiesen sind, die durch Erziehung und Ausbildung in ein Gleichmaß kommen sollen.

Dieses Erziehungsideal – das seit Plato (Politeia Buch 5-7) - bis in die Zeit der Aufklärung auf jeden Fall für die „Gebildeten auf den Thronen“ immer wieder neu Geltung beansprucht hat, also den „Weisen“ im Dienste einer gerechten Gesellschaft meint – enthält nun auf den ersten Blick wenig von dem, was den „hohen Menschen“ Jean Pauls hier auszeichnet. →**Text 16**

So scheint nichts zusammenzupassen.

Wir können sogar fragen, ob nicht Jean Pauls pessimistisches Weltbild – und den aus dieser Welt sich wegsehenden Menschen – eher in manchen christlichen Liedern aus der Tradition der Orthodoxie (und der Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges) finden ist. →**Text 17**

2/12 Eine erste Bilanz

Auf welchen Wegen wäre der hohe Mensch, der zugleich Ich sagen kann, gar eine „Identität ist, wie wir auf der Startseite gesehen haben, zu erkunden?

Er erfährt sich in einem Koordinatensystem, zu dem die **Außenwelt**, die Wirklichkeit gehört als Welt des Handelns und als Welt der Beziehungen mit anderen Individuen.

Dazu gehört die **Innenwelt**, die bestimmt ist von verschiedenen Kräften, auch Leidenschaften, in der Terminologie jener Zeit: von Herz (Gefühlen, Gemütskräften), von Kopf (Verstand, der danach drängt sich der übergeordneten Vernunft zu nähern) und Hand (dem Tätigsein) – und der sich im Blick auf eine von Gott bestimmte **zweite Welt von eigener Realität** eröffnet, die durch Einbildungskraft (oder Phantasie) erfahrbar und der ersten Welt anzunähern möglich scheint.

Eine Reflexionsaufgabe finden Sie unter →**Text 18**

2/13 Auf dem Weg in den Roman „Titan“

So sollte man bei Jean Paul weiterlesen, genauer hinsehen, wie er dies „in Szene“ gesetzt hat. Wir nähern uns den wichtigsten Figuren des Romans, das „Personal“ gewissermaßen, das sich um Albano bemüht, mit dem er lebt.

Doch kommen wir bei Jean Paul nicht darum herum, noch einen Gedanken auf seine Planung zu werfen. Dies sei getan mit einem Blick in seine „Vorschule der Ästhetik“, gewissermaßen als Kommentar, worauf wir gefasst sein müssen:

„Keinen wirklichen Charakter kann der Dichter – auch der komische – aus der Natur annehmen, ohne ihn, wie der Jüngste Tag die Lebendigen, zu verwandeln für Hölle oder Himmel. Gesetzt, irgendein wild- und weltfremder Charakter existierte, als der einzige, ohne irgendeine symbolische Ähnlichkeit mit andern Menschen: so könnt’ ihn kein Dichter gebrauchen und abzeichnen.“ (§3, Hanser 5, 36)

Sowohl das Anti-Titanische noch das Titanische also scheint zuerst das notwendige Instrument zu sein, um durch Poesie wahrzunehmen, was Realität nicht besitzt oder zu wenig zulässt: Durchblick. Dichtung und Wirklichkeit sind niemals identisch – und können es nicht werden. Aber: Die „Natur“ oder die „wirkliche, sinnliche Welt“ hält den Menschen bloß fest – „die Poesie zieht wie ein weißer Strahl in die tiefe Wüste“ (S. 40) –

Dass die Realität des Lebens eher den Einzelnen entfremdet oder niederhält oder gar auffrisst, haben wir schon im Extrablatt gelesen, aber bislang war von einer „Erhebung über die Erde“ die Rede. Was bedeutet aber dann „tiefe Wüste“? Von einem abgehoben Idealischen, einem nur Phantasierten liegt das weit entfernt. Jean Paul führt den Leser immer wieder von einem Punkt, den er beglückt erreicht zu haben glaubt, den Ort der schönen Phantasie, weg in die umgekehrte Richtung: in die keineswegs ideale Welt.

So genügt es auch nicht, ausschließlich auf den „Charakter“ oder den Ich-Zustand der Figuren zu blicken, wie das gerne Philosophen und Dichter dieser Zeit tun und ideale Figuren zeichnen oder auch Theologen, die den neuen Menschen vorstellen.

Jean Paul übersieht nie das Reale, auch wenn es das „Äußere“ ist, weil es das „Innere“, das „Herz“ nicht unverändert lässt, vielmehr durch Reibung an der Rauheit der Realität sich abarbeiten muss.

2/14 Ankündigung des Personals, der Hauptfiguren des „Titan“

Eine Übersicht über die Figuren finden Sie unter →**Text 19**.

1. Albano und Gaspard

Albano – dies erzählt der erste Band – erfährt eine Erziehung und Bildung, die man einerseits absonderlich und ungewöhnlich, andererseits aber auch sehr vielfältig nennen kann.

Es ist zum einen eine Bildung zu großen Gefühlen, in denen die Natur und das Licht eine große Rolle spielen. Die Idee der Abgeschiedenheit des Kindes, die schon Rousseau wichtig war, wird durch Erziehung unter der Erde im Hesperus, aber auch mit Albano vorgeführt – um das große Gefühl der Herrlichkeit der Natur umso größer zumachen. S. 20ff – auf Isola bella

Es ist zum anderen eine Erziehung, die das pragmatische Wissen für die täglichen Geschäfte der Menschen ebenso enthält wie den familiären Umgang in einer intakten Familie Wehrfritz.

Es ist zum dritten eine Begegnung mit Geschichte und Kultur der Antike, ihrer Kunst und Philosophie. Hier spielt der humanistisch gebildete Lehrer Dian eine wichtige Rolle.

Und es ist zum vierten die Belehrung über das, was einen Landesherrn auszuzeichnen nötig ist. Dies erfährt Albano von seinem (vermeintlichen) Vater **Gaspard de Cesara**, der Albano schon in ein Wechselbad der Gefühle steckt, das dessen hochfliegende Gefühle vergehen lässt, wenn Gaspard zu ihm über sein Bildungsprogramm spricht. →**Text 20**

Nimmt man hinzu, wie Albano den Alten, seinen Vater!, zum ersten Mal erlebte – er war ja bei der Familie Wehrfritz bis zum 16. Lebensjahr zur Erziehung - wird deutlich, wie ihm zumute war, der sich übrigens unmittelbar vor der Begegnung noch eine Wunde durch Ritzen am Arm beibrachte → 4/14

Dass dieses Erziehungsprogramm nicht unbedingt mit dem der Mutter Eleonore zusammenpasst, wurde ja schon aus deren Brief an Albano (ihrem „Testament“?) deutlich. →**Text 21**

Albano tritt dann, so sich selbst verletzend („ritzend“), um die Angst zu überwinden, dem Mann und Vater blutend gegenüber. →**Text 22**

2. Liane und Albano

Im zweiten Band des Buches wird er mit **von Froulay**, einem allmächtigen (und pompös selbstherrlichen) Minister des Fürstenhofs, und dessen Familie, vor allem aber den beiden Kindern des Ministers und seiner Frau, den Geschwistern **Liane** und **Roquairol** bekannt, auf deren Gesellschaft er sich schon gefreut hat.

Schon die Vorbereitung auf die erste Begegnung mit Liane zeigt die Stimmung. →**Text 23**

Albano begegnet Liane zum ersten Mal, als sie an einer Krankheit der Augen litt, blind war, die man vielleicht als psychopathische Unfähigkeit etwas wahrzunehmen, bezeichnen kann. Vielleicht also auch eine gewisse Scheu gegen Licht im übertragenen Sinne – aber es ist nicht das Licht der Aufklärung, sondern gewissermaßen das zu Grelle alles Irdischen.

Diese Begegnung wird in besonderer Weise vorbereitet. Es ist Nacht, ein geheimnisvoller, mondbeschienener Park mit seinen Brunnen und anderen Effekten bilden die Umgebung. Der Erzähler sinniert über die Bedeutung von Vergangenheit (Erinnerung) und vorgestellter Zukunft, hin und her gerissen zwischen dem Wunsch etwas Schönes möge wieder aufhören und der Hoffnung, dass das Erwünschte noch etwa ausbleibt.

Vielleicht war unser Verständnis von „Normalität“ doch falsch. In Liane begegnet Albano einer Gestalt, die etwas Überirdisches hat oder ausstrahlt.

So finden wir noch weitere Stellen: Im Park Lilar sieht Albano Liane von ferne: →**Text 24**

An anderer Stelle wird sie zum Engel, zu einer Heiligen für Albano, der sie in ihrem Hause, ihrem Zimmer, das sie mit Rabette zusammen bewohnt, besucht. Man plant einen Spaziergang:

„Nach einer halben Ewigkeit der Ankleidung – da in der Nähe der Geliebten eine Stunde der Abwesenheit länger dauert als ein Monat in der Ferne – traten die reisefertigen Mädchen im schwarzen Schmucke der Bräute herein. Wie reizend stehen Rabetten die Rosen im dunkeln Haar [...] Und Liane – ich rede nicht von dieser Heiligen. Sogar der gute alte Direktor musste, als ihn das fromme Angesicht unter dem bloß einfach und nonnenhaft herübergelegten weißen Kopfschleier von indischer, mit Goldlahn besprengter Mousseline kindlich anblickte, seinem Wohlgefallen die Worte geben: ‚wie eine Nonne, wie ein Engel!‘“ (3,339, Z. 18-30)

Sie treffen noch ihren 80 Jahre alten Hofprediger Joachim Spener. Und der äußert sich angesichts der Liebenden über die Möglichkeiten und Grenzen der Liebe. →**Text 25**

Albano wehrt sich gegen solche Gedanken. Er will Ewigkeit hier und jetzt und so schließt er den Bund.

2/15 Der Liebesbund Abanos mit Liane

Albano erlebt diese beglückenden Begegnungen in einer Landschaft, die man nur als eine Traumlandschaft bezeichnen kann – die alle Störungen vergessen lassen kann. Das ist Wirklichkeitsfern, realitätsblind, aber das bleibt Albano in solchen Momenten des Erlebens ebenso unbemerkt wie die Erfahrung der Endlichkeit.

Doch diese Liebe, weltfern und abgehoben – steigert sich noch. Bezeichnenderweise in Park Lilar, also wohl doch an einem Ort paradiesischer oder märchenhafter Abgeschiedenheit, der wenig mit der Realität des Lebens zu tun hat. →**Text 26**

2/16 Albanos innerer Kampf

Albano kämpft weiter um die Qualität seiner Liebe, die zu Liane wie die zu seinem Freund Roquairol. Einige Stellen aus dem 67. Zykel mit der Überschrift „Der Mann und das Weib“ können dies belegen. →**Text 27**

Doch zunehmend wird Albano – aus seinem Traum herausgerissen, er erlebt ein „Ausgesetztsein in der Welt“ – die Freunde und Begleiter gewinnen nach solch schwärmerischer Selbstfindung Kontur, was mit reflexiver Distanz verbunden ist, sie sind Widerpart, die zugleich seine Erfahrungen erweitern.

Liane wird das Symbol des Scheiterns im bloßen schwärmerischen Sein, das zudem todesstüchtig genannt werden muss. Sie, die in ihren Gedanken immer auch den Tod mit sich trägt, wohl ahnend, dass sie eine tödliche Krankheit in sich hat – lässt ihn wüten, kämpfen gegen ihre Todessehnsucht (72. Zykel) und kann – sie kann nicht mehr unkontrolliert mit ihm sprechen – nicht seine Zweifel verhindern, obwohl sie selbst in ihrem Glauben an ihre Liebe fest bleibt. Es ist zuerst ihre Abhängigkeit von Heiratsplänen des Vaters aus Berechnung, wodurch sie in ein teuflisches Spiel von Lüge und Zwang gerät, zudem im elterlichen Hause eingesperrt wird. Sie sieht sich als „eine junge, athmende, weiche Gestalt unter steinernen angestrichenen Statuen“ (SW I, 9, S. 82).

Sie stirbt schließlich, im Glauben, nur so ihre wahre Identität bewahren zu können. →**Text 28**

Dieser Tod bedeutet für Albano eine Katastrophe und den Verlust seiner Hoffnung, dass eine wirkliche Ich-Du-Beziehung möglich ist.

Er erkrankt, ein Heil-Schlaf bringt ihn wieder ins Leben zurück, nicht zuletzt aber die inszenierte Geistererscheinung Lianes durch Idoine, die „Gesichts- und Seelenschwester“, eine Freundin Lindas. Als einen Traum erzählt Albano diese Erscheinung, deren Namen er (noch) nicht erfährt (Hanser 3, S. 552-556) – und er wird im Anschluss daran durch eine Romreise

mit neuen Erfahrungen und Eindrücken konfrontiert; denn er ist noch nicht am Ziel. Umso schlimmer, weil auch weitere freundschaftliche Beziehungen tragisch enden oder schon beendet haben. Dies auch für die anderen. – Rabette verfällt den Werbungen Roquairols, die im Roman in allen Phasen seiner teuflischen Verführungskünstler an dem naiven Mädchen geschildert werden, bis er sie schließlich entehrt verstößt. →**Text 29** (Hanser 3, 315-318, 60. Zykel)

2/17 Albanos Freund Roquairol

Dem großen Schmerz über Liane geht Albanos Enttäuschung voraus, eben die mit Lianes Bruder und seinem Freund Roquairol.

Er ist mit Albano gleichaltrig und gehört zu den Kreisen am Hof, als Kammerherr und Offizier. Und so begegnet er ihm das erste Mal – beim Trauerzug für den verstorbenen Fürsten (den wahren Vater Albanos). →**Text 29**

Danach stellt er sich vor, indem er einen Sprung ins Wasser als scheinbaren Selbstmord vollführt und danach sein Handeln charakterisiert. Doch was Roquairol theatralisch ich-bezogen treibt, ist zugleich witzig gemeint, weltironisch, aber nicht resignativ, sondern voller arroganter Angeberei. →**Text 30**

2/18 Roquairol: Identität und Phantasie

Roquairol ist eine faszinierende Gestalt; er wird tatsächlich – wie schon vorher gewünscht – Albanos Freund, und der Leser erkennt bald, dass er gewissermaßen etwas von dem hat, was Albano auch besitzt oder sich zu besitzen wünscht: Phantasie.

Jean Paul hat sich diese Figur am wenigsten nur ausgedacht, sie ist auch ein Produkt seines Zeitalters, wie er selbst sagt. Aber sicher gilt dies nicht nur für die beginnende „Romantik“.

Hier sollten Sie – im Blick auf die Suche nach der Bestimmung von Identität – einen Blick auf die Phantasie werfen, die in Jean Pauls Epoche in vielen Schattierungen entdeckt, diskutiert und erprobt ist – und ebenso heftig bekämpft wurde.

→**Text 31 Phantasie als Kennzeichen des Individuums, des Ichs, der Identität.**

2/19 Die Doppelnatur Roquairol

Roquairol ist von Anfang an als Doppelnatur gedacht – er hat am deutlichsten die „zwei Seelen“ in seiner Brust, die in ständigem Kampf miteinander stehen. Er hat deshalb auch zwei Namen, denn Karl, sein anderer Name, ist das bessere Ich, an das sich auch Albano immer wieder halten will. Auch nimmt er sich vor, angesichts Albanos besseren Ichs seine Flatterhaftigkeit und Bosheit zu überwinden. → **Text 32**

Doch Roquairol – der sich ja schon als Phantast und Spieler, ja Spieler mit dem eigenen Tod vorgestellt hatte – zerstört alle Beziehungen.

So mit der (Stief-)Schwester Albanos, Rabette Wehrfritz, die dem Verführer Roquairol erliegt, die er liebt. Er umgarnt und beschwätzt sie in ihrer Sprachlosigkeit, verführt sie und lässt sie schließlich sitzen.

In diese Geschichte hat Jean Paul sein ganzes Programm einer notwendigen gleichartigen Erziehung der Mädchen hineingelegt – am Beispiel der Schritte, wie Roquairol das unerfahrene und ungebildete Mädchen verführt. Erzählt wird zunächst die lange Geschichte seiner Freundschaft mit Rabette. →**Text 33**

Roquairol ist nicht nur der intellektuelle, phantasievolle und kritische Geist, sondern er wird die Personifikation des Diabolischen, der von Täuschung und leeren Spiel lebt – durch Lüge und Verstellung auf Kosten der Partner wie auf Kosten des eigenen Selbst.

In einem langen Brief an Albano geht es schließlich um seine klarsichtige Abrechnung mit sich und seinem Freund. →**Text 34**

Dass Roquairol schließlich im Selbstmord endet, theatralisch inszeniert, ist in einem solchen Roman der klaren Konturierungen unausweichlich. Die vollständige Schilderung steht im 130. Zykel, Hanser 3, S. 745-756. →<http://gutenberg.spiegel.de/Jean Paul /Titan> (Kapitel 150 und 151).

2/20 Die Reise nach Italien

So endet der Weg mit diesen beiden „einkräftigen“ Freunden, mit Menschen, die etwas Titanisches besitzen, aber nicht aus ihrer Einseitigkeit, ihrer „Einkräftigkeit“ herausfinden, für Albano enttäuschend – was nicht ohne Wirkung auf ihn ist.

Dennoch: Er findet nicht selbst einen Ausweg aus unverarbeiteter Selbstbezüglichkeit, die ja auch mit Schuldgefühlen verbunden war: Die Reise wird ihm verordnet. Gasparo plant sie nach Italien. Es ist seiner Sicht, d.h. eben in der Sicht der Epoche, in der der Roman spielt, das Ziel, eine Bildungsreise zu den Wurzeln der abendländischen Kultur, Kunst und Geschichte – wie sie viele Adelige und wohlhabende Bürger, zumal wenn sie sich auf öffentliche Aufgaben vorbereiten sollten, auch unternahmen.

Indem auch Dian, ein Lehrer seiner Jugendzeit und Kenner der Antike, mitreist, scheint alles auf gutem Wege zu sein.

Die Italienreise Goethes – bei ihm allerdings eine Flucht aus beruflichen Zwängen, in dem jede freie Entfaltung der Phantasie unmöglich geworden war und einem unsicher gewordenen Liebesverhältnis zu Charlotte vom Stein, dessen Erwartungen und Rücksichtnahmen er nicht mehr tragen wollte – sei nur als ein Beispiel genannt.

2/21 Der Liebende und die Frauen

Nun lernt Albano drei Frauen genauer kennen, zwei begleiten ihn bis zum Ende des Romans: das sind Julienne und Idoine. Aber eine wird vorrangig wichtig: Linda. Die Erziehergesellschaft – allen voran Gasparo – ist der Meinung, er brauche auf seinem Lebensweg eine Partnerin, eine andere als Liane. So soll die Verbindung mit Linda eingefädelt werden.

Die erste Begegnung mit Linda wird als „große Oper“ inszeniert. Auf einer nächtlichen Fahrt nach Ischia erscheint sie ihm im Angesicht des nächtlichen Vesuvs und seines Donners und Feuers und weiterer großer Naturbilder wie eine Mondgöttin:

„Als sie den Schleier hob, strömte Schönheit und Glanz aus einer aufgehenden Sonne, zarte jungfräuliche Farben, liebliche Linien und süße Fülle der Jugend spielten, ei eine Blumenkranz um eine Götterstirn, mit weichen Blüten um den heiligen Ernst und mächtigen willen auf Stirn und Lippe und um die dunkel Glut des großen Auges.“ (3, S. 621, Z. 1-7)

Es sind aber – auf der Reise und nach der Rückkehr, als er schon erfahren hat, dass er der Fürstensohn ist – eben drei junge Frauen, in deren Begegnung er sich orientieren, auf deren Wesen er wahrnehmend und handelnd eingehen muss, um zu seinem Ich zu finden.

Aus einer kurzen Szene lässt sich der unterschiedliche Charakter der drei Frauen deutlich erfahren. →**Text 35**

Albano erlebt mit Linda eine emanzipierte Frau.

Sie kam z.B. Frau Froulay so vor: ihr „kecker, entschiedener, philosophischer Ton“ schien ihr „unweiblich und eine Trommete an zwei Frauen-Lippen zu sein“ (3,713, Z. 25-27) (125. Zykel)

Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird das auch besonders deutlich:

„Julienne hatte schon einigemal, aber vergeblich, nach dem Steuerruder der Zeit und Rede ghascht, um ihren Plan zu vollführen; jetzt, da sie Lindas Schweigen, Rührung und Träumen bemerkte, glaubte sie die lang' erwartete günstige Stunde zu treffen, wo einige Worte, die Idoine über die Ehe ausstreute, in Linda einen aufgeweichten Boden für ihre Wurzeln finden würden. Durch die leichte Wendung eines Lobs, daß sie Idoinen über ihren mutigen Widerstand gegen das Schiffziehen in einer verhaßten Fürsten-Ehe und über den Gewinn eines ewigen Jugendlebens gab, brachte sie die Gräfin dazu, ihren ketzerischen Haß gegen die Ehe zu offenbaren und zu sagen, daß diese die Blume mit einem scharfen Eisenringe an ihren Stab peinlich gefangen lege – daß Liebe ohne Freiheit und aus Pflicht nichts sei als Heuchelei und Haß – und daß das Handeln nach der sogenannten Moral so viel sei, als wenn einer nach der Logik, die er vor sich hätte, denken oder dichten wollte, und daß die Energie, der Wille, das Herz der Liebe etwas Höheres sei als Moral und Logik.“ (Hanser 3, 719, Z. 25 - 3, 720, Z.6)

Linda ist eine Frau, die jedwede Bindung verabscheut, jedwede Vernunft und Moral als nicht leitend bezeichnet, jedwede Bindung an eine Welt außerhalb der Zweierbeziehung leugnet. Diese Weise zu leben konnte Jean Paul in der Begegnung mit seiner Freundin Charlotte von Kalb, geb. von Ostheim (geb. 1761) studieren. →**Text 36**

Der Lebensentwurf Lindas muss scheitern, das ist dem Autor klar und er zeigt dies daran, dass sie ihren eigenen Maximen nicht gerecht werden kann:

Als Linda erkennt, dass sie in Idoine eine ernsthafte Konkurrentin in ihrem Werben um Albano bekommen hat, steigert sie sich in ihrer Liebe – und wird durch diese Blindheit zur Betroffenen: Der als Albano auftretende Roquairol verführt auch sie und inszeniert danach seinen Selbstmord – und das ausgerechnet in „Arkadien“.

In einer letzten Begegnung mit Albano erfährt sie, dass sie verführt worden war – und sie trennen sich voller Verzweiflung. „Weiche auf ewig von mir, ich bin seine Witwe [gemeint: des toten Roquairol]!“ sagte sie feierlich. – „Das bleibst du“, sagt' er hart. [...]

Albano reagiert wahrlich hart. Ausführlicher →**Text 37**

Diese Trennung, die vielleicht auch einen kleinen Einblick in die Identität Jean Pauls gibt – der vielleicht schon aus damaliger, aber sicher aus heutiger Sicht der selbstbewusstesten der Frauengestalten im Roman auch Unrecht tut –, wird auch in der Forschungsliteratur diskutiert. →**Text 38**

2/22 Albanos Bilanz

Lesen Sie zunächst Albanos eigene Gedanken:

„Er sah den Himmel an und den Tag und sein Herz. »Ja, so ist denn das Leben und die Liebe!« (sagt' er) »Ein gutes, rechtes Feuerwerk, besonders wenn man eine Linda durch viele Zurüstungen haben soll! Lange steht es da mit einem bunten hohen Schaugerüst, voll Statuen, mit kleinern Gebäuden, Säulen und wunderbarlich und verspricht noch mehr, als es schon verkleidet und verrät – Dann kommt die Nacht in Ischia, ein Funke springt, die Formen reißen, es schweben weiße, helle Paläste und Pyramiden und eine hängende Sonnenstadt am Himmel – in der Nachtluft entfaltet sich gewaltig eine rege fliegende Welt zwischen den Sternen und füllt das Auge und das arme Herz, und der glückliche Geist, selber ein Feuer zwischen Himmel und Erde, schwebt mit - *einen* ganzen Augenblick lang, dann wirds wieder Nacht und Wüste, und am Morgen steht das Gerüst da, dumm und schwarz.« – (Hanser 3,760; 131. Zykel)

Entscheidend für Albano auf seinem Weg des Heranwachsens, der Entwicklung seiner Ichheit mögen Elemente von Wissen, von kultureller Bildung sein. Noch entscheidender sind aber die Begegnungen mit anderen Menschen, auch und gerade dort, wo erkennbar ist, dass sie selbst nur „einkräftig“ sind, sich vielleicht als Titanen vorkommen, aber mit ihrer inneren Zwiespältigkeit nicht fertig werden oder auch als bedauernswerte Geschöpfe ohne eigene Identität, aus verweigerter Bildung (wie Rabette) oder aus falscher, opportunistischer Anpassung (wie Gasparo), aus bloßer Taktik (die eigentlichen Eltern, das Fürstenpaar Hohenfließ) oder einer einseitigen Jenseitsfrömmigkeit (Spener).

Wenn wir versuchen, um den selbst noch unfertigen Anti-Títan Albano einen Ring von Beziehungen zu zeichnen, so könnte dies vielleicht gelingen, wenn wir uns noch einmal der Frage „Wie kann ein Ich aussehen?“ stellen, wie wir sie oben als erste Bilanz angedeutet hatten und wie Sie eine solche vielleicht anhand von Text 15 sich schon einmal skizziert hatten. Die Beziehungen zu all diesen Figuren sind je verschiedene, aber notwendige und widersprüchliche „Teile“ des eigenen Ichs. Eine Positionierung könnte vielleicht folgendermaßen aussehen:



2/23 Schoppe

Noch haben wir nicht alle Figuren kennen gelernt, vor allem nicht den väterlichen Freund, der Albano seit langem begleitet: **Schoppe**, der als Bibliothekar vorgestellt wird, also ein „Büchermensch“, so wie auch Jean Paul selber einer war.

„Man denke sich einen Menschen, der die Griechen und Römer und dan die Neuern und Neusten durchgelesen – der in die Hebräer geblickt – der mit allen dichterischen Schönheiten schon mehrere Flitterwochen zugebracht – der blos noch einige Tage nach der [Bücher-] Messe glücklich ist, wo er die Novitäten durchflattert oder durchwatet [...] – so hat man mich vor sich stehen und sich selbst.“
(Notiz Jean Pauls Nr. 368 aus Ideen-Gewimmel)

Wir sind als Leser inzwischen schon mehr geübt, die Eigenheiten – und Einseitigkeiten als Einkräftigkeiten der Mensch, hier der Figuren, die Albano begegnen und ihn in ihren Bann ziehen, zu deuten.

Nehmen wir zwei Ausschnitte. Der erste stammt von Wehrfritz, der Schoppe einmal von seiner Wohnung neben der Kirche belauschen konnte.

Gleich anschließend an diese Schilderung bekommt Albano einen Brief Schoppes zu lesen.

→ Text 39 (1) und (2)

Schoppe ist gewissermaßen philosophischer Kopf, der kritisch, witzig, immer bedacht, allzu rührende Szenen und Gefühle zu durchkreuzen, auch solche der Trauer (S. 229) und letztlich doch ohne Orientierung, wie sich an verschiedenen Stellen zeigen lässt.

„Wir sind artige, mit Silber überzogene Figuren, in einem elektrischen Tanze begriffen, und vom Funken springen wir auf, ich bewege mich zum Glücke doch noch ...“ (vgl. auch Hanser 3, 228, Z.12ff. oder 229, Z.5ff. (47. Zykel) (→<http://gutenberg.spiegel.de/Jean Paul/Titan> (Kapitel 53))

Oder in einer Szene, in der er sich so vorstellt wie Roquairol, durch einen scheinbaren Selbstmord mit einem Sprung ins Wasser. Was bei Roquairol aber theatralisch ich-bezogen ist, soll hier witzig verstanden sein, weltironisch, aber nicht so resignativ, sondern dem Göttermel der Welt überlegen. →**Text 40**

2/24 Schoppe der Philosoph

Albano liebt den älteren Freund, den 40jährigen belesenen Bibliothekar, ähnlich einer Figur Jean Pauls aus anderen Romanen, der dort Leibgeber heißt – ebenfalls der Versuch, zwei Ich-Seiten mit zwei Namen zu benennen – und nicht nur im gleichen Alter wie sein Autor ist, sondern ihm auch im Denken und Dichten sehr ähnlich scheint.

Schoppe sieht sich nicht nur so, er ist Philosoph, einer derer, die im Selbstdenken über sich, über das Ich oder das Ich als Über-Ich nachdenken, so wie es Fichte tat (→**Text 3**, das Zitat von Walter Schulz über Fichte).

Jean Paul hat sich nicht damit zufrieden gegeben, ein so hochfliegendes Denken an Schoppe zu demonstrieren, sondern zusätzlich einen „komischen Anhang“ zum „Titan“, eine Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana“ [ein Schlüssel zu Fichtes oder Leibgebers oder Jean Pauls Denksystem] – in der er die Gefahren der Selbstüberhebung des Ich, das sich selbst zu Gott macht, herausarbeitet. Ein Abschnitt trägt als Thema das Stichwort „Leibgeber“. →**Text 41**
Clavis Fichtiana

Aber er ist zugleich der Welterfahrene, in dem Sinne, dass man die wahre Realität gegenüber dem schönen Schein herausarbeiten und unverstellt zeigen muss: Ob man ihn nun deshalb den kompromisslosen Aufklärer nennen darf, bleibt allerdings zu überlegen, wenn man bedenkt, mit welchen Mitteln er auch humoristisch spricht.

Schoppe ist Realist genug, um die Welt kritisch zu sehen – und Idealist, indem er sich in dieser Welt selbst überhebt.

Insofern scheint er mehr zu sein als ein „Einkräftiger“, wie Jean Paul die nennt, denen die Kraft dazu fehlt, ein vollständiges Ich zu sein – denn Schoppe hat ja die reale Welt und die philosophische, ja die religiöse andere Welt gleichermaßen im Blick. →**Text 42**

2/25 Das Ende Schoppes

Schoppe wird später als wahnsinnig eingesperrt – „Wahnsinn stellt sich als die absolute Autonomie des denkenden und handelnden Ichs dar.“ (Golz, S. 196).

Auslöser ist sein vergebliches Eingreifen in menschliche Beziehungen, sein Misstrauen gegen die Politik (auch die Intrige oder Verdunkelungen der Herkunft von Albano) auch wegen Gaspard Cesara – und lässt sich auch von Albano nicht mehr heilen, der ihn zu sich holt. Und nach einer Schreckensvision und einem Kampf stirbt er, als ihm sein eigentliches, sein anderes Ich – es ist Siebenkäs, auch der eine Gestalt eines anderen Romans von Jean Paul – begegnet.

Der Erzähler fügt den Kommentar an:

„Nun hast du hienieden geendigt, strenger, fester Geist, und in das letzte Abend-Gewitter auf deiner Brust quoll noch eine sanfte, spielende Sonne und füllte es mit Rosen und Gold. Die Erdkugel und alles Irdische, woraus die flüchtigern Welten sich formen, war dir ja viel zu klein und leicht. Denn etwas Höheres als das Leben suchtest du hinter dem Leben, nicht dein Ich, keinen Sterblichen, nicht einen Unsterblichen, sondern den Ewigen, den All-Ersten, den Gott. - - Das hiesige *Scheinen* war dir so gleichgültig, das böse wie das gute. Nun ruhst du im rechten *Sein*, der Tod hat von dunkeln Herzen die ganze schwüle Lebens-Wolke weggezogen, und das ewige Licht steht unbedeckt, das du so lange suchtest; und du, sein Strahl, wohnst wieder im Feuer.“ (Hanser 3, S.800, Z. 35 – S.801, 10) (139. Zykel)

Dem kann Albano nur seinen großen Schmerz über den Verlust ausdrücken. „Albano ließ seine Tränen stürzen und nahm die zweite tote Hand und sagte: ‚Wir fassen treue, reine, tapferre Hände.‘“ (3, S. 803; 140. Zykel))

2/26 Albanos Lebensstrategien

Auffällig ist nun, dass Albano fest entschlossen ist, in den Krieg zu ziehen.

Auch in anderen Texten Jean Pauls kommt diese Idee vor. Hier – es ist die Zeit der beginnenden Herrschaft Napoleons – ist es der Wille, die französische Revolution zu unterstützen.

Später (im *Komet*) geht es um die Teilnahme am Befreiungskampf der Griechen

Dem können wir an dieser Stelle nicht im einzelne nachgehen. Zur Zeit der Entstehung des Titans sind es die Kriegsereignisse nach der französischen Revolution und schließlich Napoleons, in späteren Schriften sind es die Freiheitskriege gegen Napoleon (1812-1814), und dann folgt der Freiheitskampf der Griechen gegen die Osmanische Herrschaft, so in der Selina (vgl. das Themenangebot →**Endlichkeit und Unsterblichkeit**).

Dazu kann man sich eigene Fragen stellen: Was tröstet in Verzweiflung? →**Text 42**

Ist das nach den Gefühlsaufschwüngen und den Gefühlsenttäuschungen der richtige Trost, eine Zuflucht?

Darf man den Plan sehen als den (religiösen) Weg von der *vita passiva*, der frommen Zufriedenheit zur *vita activa*?

Oder sollte man noch allgemeiner von Freiheit sprechen, einer Freiheit, die nie nur individuell gelebt werden kann, sondern soziale Bedingungen hat.

An einer Stelle (nach dem Verlust Lindas) reflektiert Albano sein Leben. →**Text 43**

2/27 Der Títan oder Anti-Titán Albano – Drei Perspektiven

Was zeichnet nun Albano aus, was ist das Ideal, von dem Jean Paul erzählt?

Es kann sein, dass man kritisch fragt:

Ist er nicht eine „Konstruktion“, ausgedacht und nicht wirklich vorstellbar? Sicher, es ist eine poetische Konstruktion, das sagt ja der Autor selbst. →**Text 10**

Lebt er nicht auf Kosten der Menschen, die ihm begegnen, der Freunde, deren echter Freund, deren Geliebter er war, und die dann den Tod finden, weil sie nur noch „stören“? So kann es uns die Handlung nahe legen. Also ein Sieg auf den Gräbern der Helfer?

Es sollen hier **drei Perspektiven** noch einmal deutlicher machen, dass es nicht so ist.

Die erste Perspektive:

Albano verkörpert in seinem Aufwachsen zugleich alle seine Begleiter. Er ist so wie sie.

Ein solches Verständnis der menschlichen Person klar zu machen, will er mit seiner Poesie realisieren, indem er gewissermaßen die Kräfte, die die das Ich, die Identität bestimmen, auseinanderfaltet. Albano erkennt sich – ein Stück weit – in jedem seiner Figuren wieder. Ein Stück weit deshalb, weil er besser lernt als seine Partner, die Gegenkräfte in ihm zuzulassen, wenn er „einkräftig“ zu werden droht. Das Interessante an Jean Pauls Roman ist dabei, dass es nicht, wie in einer allzu schlichten Theologie um einen Dualismus zwischen Gut und Böse geht, oder wie in manchen Romanen anderer Autoren (z.B. Hofmannsthals „Andreas“) – oder den Titanenfilmen.

In der Rolle des alten Pfarrers Spener spricht hier Jean Paul über seine Romankunst:

„Er sprach [...] von dem, worin sein Herz atmete und lebte; aber in einer sonderbaren, halb theologischen, halb französischen, Wolffianischen und poetischen Sprache.“ Eine Mischung aus Theologie, begrifflichen Aufklärungsphilosophie und bildhaften Poesie, der man noch Platons Menschenbild hinzufügen sollte. →Text 44 Aus Platons Phaidros

Die zweite Perspektive:

Albano sucht nicht nur nicht das Haben, sondern er will auch nicht im Sein, sondern im Werden leben.

Schon im Anschluss an Albanos erstem Liebesglück mit Liane wendet sich der Erzähler an den Leser:

„Da ihr schöne Tage nie so schön erleben könnt, als sie nachher in der *Erinnerung* glänzen oder vorher in der *Hoffnung*, so verlangt ihr lieber den Tag ohne beide; und da man nur an den beiden Polen des elliptischen Gewölbes der Zeit die leisen Sphärenlaute der Musik vernimmt und in der Mitte der Gegenwart nichts: so wollt ihr lieber in der Mitte verharren und aufhorchen, Vergangenheit und Zukunft aber [...] wollt ihr gar nicht anhören und heranlassen, um nur taubblind in einer tierischen Gegenwart zu nisten.“ (3, 221, Z. 9-20)

Der Mensch, der sein Ich gefunden zu haben glaubt, verliert es, wenn er es im Hier und Jetzt festzuhalten versucht. Er findet es nur im Werden, nicht im Sein.

Mit anderen Worten: Jede Stufe des Lebens ist kein fester Punkt, sondern ein Übergang zu einer Weiteren. „[...] alles *Werden*, z.B. der Frühling, die Jugend, der Morgen, das Lernen, geht vielfarbiger und geräumiger auseinander als das feste, aber ist dieses nicht wieder ein Werden, nur ein höheres, ein Sein, nur ein schnelleres? (3,369, Z. 32 – S. 370, Z. 2)

Die dritte Perspektive:

Werden geschieht allein in der Liebe, der uneigennütigen Liebe zwischen den Menschen und der zwischen Mensch und Gott.

Speners Rede fasst der Erzähler zunächst zusammen und lässt ihn und Albano diskutieren:

„Sähe jeder en andern an wie er sich; so gäb' es keine feurige Liebe. Aber jeder fordere einen unendlichen Wert und sterbe an jedem unauflöselichen, deutlich erkannten Fehl; sie hebe ihren Gegenstand aus allen heraus und über alle und verlange Gegenliebe ohne Grenze, ohne allen Eigennutz, ohne Teilung, ohne Stillstand, ohne End'. Das sei ja das göttliche Wesen, aber nicht der flüchtige, sündige, wechselnde Mensch. Daher müsse sich das liebekranke Herz in den Geber dieser und jeder Liebe selber, in die Fülle des Guten und Schönen, in die uneigennütige, unbegrenzte All-Liebe senken und darin zergehen und aufleben, [...]. Dann sieht es zurück auf die Welt und findet überall Gott und seinen Widerschein – die Welten sind seine Taten – jeder fromme Mensch ist ein Wort, ein Blick des All-Liebenden; [...] ‚Aber' – (sagte Albano, dessen frisches energisches Leben aller mystischen Vernichtung widersträubte) – ‚wie liebt uns denn Gott?' – ‚Wie ein Vater sein Kind, nicht weil es das beste ist, sondern weil es ihn braucht.' – ‚Und woher (fragt' er weiter) ‚kommt denn das Böse im Menschen und der Schmerz?' – ‚Vom Teufel', sagte der Greis [...] (3, S. 344, Z. 5-26; 66. Zykel)

„Irgendeine uneigennütige Liebe muss ewig gewesen sein.“ setzt Jean Paul in einer Anmerkung zum Grundbedürfnis Liebe für das Kind, den Menschen, dazu. Das ist also Voraussetzung: Eine Zuwendung, die „von außen kommt“ – doch mit der „mystischen, weltflüchtigen Sicht kann sich weder Albano noch der Erzähler noch Jean Paul doch nicht anfreunden.

„Man sollte manches Schwärmers Poesie und Philosophie statt der Verbal Realübersetzungen geben, damit man sähe, wie die golden-reine Wahrheit unter allen Hüllen glühe.“

2/28 Liebesfähigkeit als Ziel

Die wesentliche Bedingung, die in jedem Fall das Sein des hohen Menschen bestimmen muss, ist die Ausbildung der Liebesfähigkeit. so notiert er später in einer Sammlung, die er kritisch gegen ein dogmatisches Christentum „Überchristentum“ nennt.

„Gott hat dem Menschen die Liebe erst ins Herz gegeben.“
(Überchristentum Nr. 25, gekürzt)

So kann man den Weg, den Albano geht, ein Weg auf der Suche nach Liebe, die als Gefühl immer schon in ihm angelegt ist – als ein Weg wachsender Erfahrung mit Liebe nennen:

Liebe seiner Erzieher, soweit sie mehr als nur Wissensvermittler sein wollten,
 Liebe seiner Freunde, auch wenn sie, wie Roquairol und Schoppe, in Einseitigkeit scheitern
 Liebe zu seinen Schwestern (der Stiefschwester Rabette und der Schwester Juliette)
 Liebe zu den Freundinnen, zu Liane, Rabette, Linda und Juliette, von denen jede nur je einen Teil einer tragfähigen Liebesfähigkeit, eines lebensfähigen „Seins“ besitzt. Oder anders: Die einen Teil allein ausgebildet haben, der zur Liebe hinzugehört.
 Doch sie gehören auch als „Teile seines Ichs“ zu ihm selbst. →Text 45

2/29 Der Anti-Titan Albano und Idoine, seine Partnerin

Es sollte deutlich sein, dass alle Partner, die sich um Albano bemühen, alle, denen er begegnet und sich ihnen ein Stück weit anschließt, sie in ihrem Wesen erkennen will und auch annimmt, ja liebt, zu seiner Selbstfindung beitragen, indem sie ihn bilden, aber auch, indem er erkennt, dass sie alle ein Stück seines eigenen Wesens nicht nur repräsentieren, folglich auch Anerkennung und Zuwendung erfahren dürfen und sollen.

Aber er soll der sein, der schließlich die, die er überlebt oder die aus seinem Leben sich verabschieden, in sich aufnimmt – und so nicht der geniale Große, nicht das Genie, nicht der Titán – wohl aber **das Ich** ist, das eine werdende Identität gewinnen kann, der hohe Mensch. Es sollte erkennbar geworden sein, dass diese Biographie demnach nicht auf die Beziehungen verzichten kann, die gewesen sind – und weiterhin nicht sich abkapseln darf in sich selbst – in sich gekrümmt – sondern seine Fühler ausstrecken muss: In die Welt der anderen – in die Welt der Realität – und in die andere Welt: *Erinnerung* und *Hoffnung* hat dies Jean Paul genannt.

Die Weisen der Liebe und die partnerschaftliche Kommunikation sind der entscheidende Handlungsimpuls des ganzen Romans. Und wo es um die Lebenspartnerin geht, auch im Sinne der Aufgabe Albanos als künftiger „weiser Fürst“, ist die Suche umso entscheidender.

Nach all den Katastrophen mit Liane, Roquairol und Schoppe scheint schon vorgeprägt, dass die Gespräche anders sein müssen. Eine erste Begegnung mit Idoine zeigt das. →Text 46

So begegnen ihm schließlich zwei Figuren auf seiner Lebensbühne, in einem künftigen Leben, das sich zudem ja nicht im Nichtstun der höheren Stände, sondern in der Verantwortung

für sein Land, erfüllen soll. Siebenkäs, hier der Doppelgänger Schoppes („ohne dessen humoristische Selbstvernichtung“) ist der eine, den der Leser auch aus anderen Romanen kennt (→*Siebenkäs*). Er wird hier aber nur kurz gestreift.

Die hier entscheidende Partnerin ist Idoine, sowohl im Aussehen die Doppelgängerin Lianens, aber auch ihr charakterlich sehr ähnlich nur „ohne deren zu inniges Geisterbündnis“ (so Max Kommerell 1933, S. 266), also näher an einer lebberen Realität.

„Sie besitze [so der Bericht Roquairols an Albanao] nach allen Vorzügen, z.B. der Heiligkeit, der Güte, des entschiedenen Charakters, der sich sogar auf dem Throne sein eignes Los und Leben aussucht, ferner der Liebenswürdigkeit, [...] noch den Vorzug der täuschenden Ähnlichkeit mit Lianen.“ (3, 397, Z.12-17; 73. Zykel). Deshalb sei sie aber die angefeindete.

Idoine ist angesichts der sonstigen Menschen der Regenten aus Haarhaar eine Ausnahmeerscheinung, sie wird auch, soweit der Roman sie vorstellt – und dies geschieht allerdings reichlich kurz – ein hohes Ideal.

Sie ist es deshalb auch, die ihm klar macht, dass seine Aufgabe es nicht ist, mit Waffen in den Krieg zu ziehen, und so die Errungenschaften der französischen Revolution zu verteidigen, hier jedoch vor allem zu flüchten, sondern sich den Aufgaben zu stellen, die auf ihn als Fürst warten.

2/30 Die Vereinigung mit Idoine

Nun aber sind die beiden ein Paar geworden. Doch das erste öffentliche Auftreten gilt der Beerdigung des Fürsten, also des Bruders Luigi, dessen Nachfolger Albano werden sollte.

→**Text 47 (1)** Aus der Grabrede Speners und **(2)** Gemeinsame Wahrnehmungen

Schließlich findet das Paar zusammen mit Juliette zur Umarmung und zum ersten Kuss:

„...schautet auf zum schönen Himmel (rief die freudentrunkene Schwester den Liebenden zu), der Regenbogen des ewigen Frieden blüht an ihm, und die Gewitter sind vorüber, und die Welt ist so hell und grün – wacht auf, meine Geschwister!“ –, (Schluss, S. 830, Z.13-17)

2/31 Schlussreflexionen

Jochen Golz, dessen Interpretation des Romans mehr als die anderer darauf beharrt, dass Jean Paul mehr meint als ein Idyll der schwerelosen Unabhängigkeit, resümiert dennoch über Jean Pauls Menschenmodell:

„Subjektivität ist Ort religiös situierter humaner Widerständigkeit und Selbstbehauptung“.

Ist also doch das Ich nur als eine feste Größe, in Widerständigkeit gegen die Umwelt und in Selbstbehauptung auf sich selbst das Vorbild, vielleicht sogar das erreichbare Ziel? Was wären dann die anderen, die immer Teil des eigenen Selbst sind, in Distanz zwar, aber doch nicht völlig ablösbar? Dass weder der Philosoph Fichte noch der Philosoph Plato Jean Paul eine zureichende Antwort geben, dürfte klar geworden sein.

Es gibt noch seinen Freund, den „Gefühlstheologen“ Friedrich Heinrich Jacobi.

Dies geschieht nicht mit Fichte, nicht nur mit Platon und nicht mit anderen „einkräftigen“ Mitteln, sondern am ehesten noch mit Jacobis Gefühlstheologie. →**Text 48**

Doch die Reflexion Albanos kurz vor dem Ende des Romans sollten Sie sich noch etwas genauer ansehen.

Die daran angehängte Interpretation von Jochen Golz aber könnte auch zu einem Widerspruch reizen. →**Text 49.**

2/32 Jean Paul weiterdenken

Vielleicht haben Sie schon bei Text 48 über eine eigene Stellungnahme zur Frage: Eine Suche nach dem Ich nachgedacht, die ihre eigenen Überlegungen vom Anfang dieses Projekts ergänzen oder verändern könnte.

Was ist nun die Identität des hohen Menschen? Ziehen Sie alle Überlegungen heran, die ihn im Durchgang durch dieses Modell begegnet sind – besonders auch die von Lévinas in

→Text 4.

Weitere Anregungen:

- Sie könnten versuchen, Jean Pauls „Konstruktion eine Ichs“ als einer ausgleichenden und doch im Werden befindlichen Summe der Einkräfteigkeiten seiner Partner zu diskutieren und etwa ein Standbild zu bauen und zu beschreiben, in dem die Partner Albanos in ihrer Bedeutung sichtbar werden.
- Sie könnten dazu auch die Kommentierung der „Einkräfteigkeit“ durch Max Kommerell aus seiner Titan-Interpretation heranziehen →Text 49 (3. Anregung).
- Sie könnten versuchen, das Menschenbild mit dem der deutschen Klassik zu vergleichen Schillers tragisches Welt- und Menschenbild und Goethes humanes Menschenbild im Roman „*Wilhelm Meister*“ oder das Bild des Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ →Text 49 (4. Anregung)
- Sie könnten aber auch versuchen, weiter über aktuelle Menschenbilder nachzudenken, vor allem unter dem modernen Gedanken der Unmöglichkeit, nur „ein Ich“ sein zu können. Vergleichen Sie den Buchtitel und die Ausführungen des Autors Richard David Precht: *Wer bin ich und wenn ja wieviele* (2007)?

Jean Paul: Der Mensch ist nie allein – das Selbstbewusstsein macht, daß immer 2 Ichs in einer Stube sind. Dichtungen 2. 1797. In: III,6, S.28, Nr. 54.

- Sie sollten auch das Menschenbild der paulinischen Theologie vergleichen, wie es im Römerbrief des Apostels Paulus zu finden ist (bes. in Kap. 3) und wie es dann von Luther als seine Erkenntnis der „Rechtfertigung“ herausgearbeitet wurde: „Rechtfertigt ist der Mensch vor Gott, allein aus Gnade, ohn’ all Verdienst und Würdigkeit“.
- Vergleichen Sie abschließend die These, die der Kulturwissenschaftler Friedrich Kittler in seinem Hauptwerk „Aufschreibesysteme 1800-1900“ vertreten hat: Identität sei keine Leistung eines Individuums, sondern sie werde ausschließlich geformt von den Einflüssen der umgebenden Kultur, ja vor allem geformt von den jeweils vorhandenen medialen Möglichkeiten, Identität „aufzuschreiben“ (!). Und Jean Paul, wie seine Zeitgenossen, die den Genie- und Titangedanken formuliert haben, hatten im Wesentlichen (nur) die Möglichkeit, dies mit Sprache zu tun, die zudem deutlich auch religiös und metaphysisch geprägt war. Es war eine Sprache, die große Ideen und große Gefühle entwickeln ließ. Heute hingegen hätte die Vielfalt medialer Techniken die Idee einer Identitätseinheit, eines geschlossenen Ich aufgelöst: Computer, Bilder, Filme, Mode, die Schnelligkeit und Zufälligkeit sowie Schnelllebigkeit der Äußerungen und ihrer Übermittlung, die Vielstimmigkeit der Erwartungen verschiedener kultureller Gruppen, die Zwänge, die den Individuen damit entgegenkommen, also Präsenz im Netz, als Objekt von Mobbing usw. fragmentieren alle Ganzheit oder Vielkräfteigkeit. Damit sei „der Mensch überhaupt gestorben“ – „Ein Tod, demgegenüber der vielberedete Tod Gottes eine Episode ist.“

2/32 Eine nötige Ergänzung – ein Blick auf andere Erzählungen

Sie haben im „Titan“ Jean Pauls eine adelige Gesellschaft kennen gelernt – und dürfen sich zurecht fragen: Wo bleiben die anderen, die weder die Chance haben, ihr Leben, einkräftig und immer gefährdet, leben können, noch die Chance haben, sich zu der idealen Persönlichkeit entwickeln können wie der künftige Fürst von Hohenfließ, Albano.

In Jean Pauls Erzählungen begegnen durchaus Menschen aus anderen Schichten, die sich in kleinen Verhältnissen und beengter Lebensweise zurechtfinden müssen, ungebildet wie Rabbette, immer hungrig wie das **Schulmeisterlein Wuz**, der sich sein Idyll selber schreibt. Immerhin sind diese beiden, wie auch **Quintus Fixlein**, der trotz Aufstiegschancen oft von Todesangst bedrängt ist und **Gianozzo**, der sich über die Welt im Ballon erheben darf, noch mit gewissem Humor und einem Schuss Mitleid geschildert, so dass sie das Glück des Lebens als Wechselbad zwischen Hoffnung und Schmerz erfahren können.

Andere Figuren des Autors erfahren den oft beißenden Spott über ihre Narreteien, ihre Skurrilität und ihren Sadismus, wie der sich pädagogisch modern vorkommende Schulrektor **Fälbel**, der auf eine mechanistische Wissenschaftsidee fixierte **Dr. Katzenberger**, der Apotheker **Nikolaus Marggraf** („Der Komet“), der **Feldprediger Schmelzle** oder **Fibel**, der kauzige Erfinder der angeblich nach ihm benannten Lesefibel – mit dem, aber keineswegs nicht nur mit ihm, sich Jean Paul selber verspottet.

Doch das alles, wären noch weitere Kapitel einer Beschäftigung mit dem Autor auf der Suche nach geglückten Lebensentwürfen – und die Sorge, dass das mit dem eigenen Ich, mit einer immer nur zu suchenden Identität wirklich nicht so einfach zu lösen ist, für niemanden, erst recht nicht heute, im 21. Jahrhundert, könnte dabei noch erheblich zunehmen.

**Jean Pauls ICH–Suche
Der Mensch als Titan?**

1 Übersicht über die behandelten thematischen Aspekte der Einheit

Nr.		Texte/Bilder
1	Jean Pauls lebenslanger Versuch, das wahre ICH zu finden	1-2
2	„Ich bin ein Ich“. Könnte es nicht auch heißen „Ich bin Ich“?	3
3	Ich in Beziehung zum Anderen?	4
4	Der Mensch als „Titan“	5-8
5	Jean Pauls Selbstbewusstsein als Autor	
6	Jean Paul, der Autor des Titan/Anti-Titan	9
7	Wege zum Roman „Titan“ Jean Pauls	10-15
8	Ist der Roman ein „Schauerroman“?	13
9	Ist der „Titan“ ein Erziehungsroman?	14
10	Ein Ausweg aus festen Denkschemata: Der Hohe Mensch als Ideal?	15
11	Jean Pauls Umweg über Platon und ein Gegenbild: Christliche Lieder	16-17
12	Eine erste Bilanz	18
13	Auf dem Weg in den Roman „Titan“	
14	Ankündigung des Personals, der Hauptfiguren des „Titan“	19
	1. Albano und Gaspard	20-22
	2. Liane und Albano	23-25
15	Der Liebesbund Abanos mit Liane	26
16	Albanos innerer Kampf	27-28
17	Albanos Freund Roquairol	29-30
18	Roquairol: Identität und Phantasie	31
19	Die Doppelnatur Roquairol	32-34
20	Die Reise nach Italien	
21	Der Liebende und die Frauen	35-38
22	Albanos Bilanz	
23	Schoppe	39-40
24	Schoppe der Philosoph	41
25	Das Ende Schoppes	
26	Albanos Lebensstrategien	42-43
27	Der Titan oder Anti-Titan Albano – Drei Perspektiven	(10) 44
28	Liebesfähigkeit als Ziel	45
29	Der Anti-Titan Albano und Idoine, seine Partnerin	46
30	Die Vereinigung mit Idoine	47
31	Schlussreflexionen	48-49
32	Jean Paul weiterdenken	(4)
33	Eine nötige Ergänzung – ein Blick auf andere Erzählungen des Autors	
		50 Hinweise und Quellen

Text 2 Jean Paul in seiner Selberlebensbeschreibung

In der künftigen Kulturgeschichte unsers Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit – jedoch auch ein zweites Wort Morgenland – mir wie eine offene Himmelpforte, durch welche ich hineinsah in lange lange Freudengärten. Nie vergeß' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht »ich bin ein Ich« wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerens sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen in eine bloß im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, sich mit Zusätzen mengen konnte. I,6,1061, Z. 4-21 (Aus der *Selberlebensbeschreibung*. *Zweite Vorlesung*)

Jean Paul hat zeit seines Lebens sich mit dieser Einsicht und ihren Folgen herumgeschlagen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil er in einer Zeit gelebt hat, die man das Zeitalter des „Subjektivismus“, der „Autonomie des Individuums“ genannt hat, eine Epoche, die ihn geprägt hat.

Fragen und Anregungen:

Sicher kann sich jeder an ähnliche Szenen oder Gedanken erinnern – und kann „seine eigene Geschichte mit sich selbst“ berichten, wird wohl Erlebnisse, Erfahrungen, Orte, Begegnungen mit anderen Menschen, Eindrücke seines Lesens und Nachdenkens nennen können.

- Versuchen Sie Ihre eigene Geschichte zu dieser Frage zu entdecken.
- Was kann aus dieser Entdeckung erwachsen: Gedanken, Träume wie Ängste und vielleicht noch anderes?
- Welche Bedeutung kann der Ort und die Situation, die hier J.P. genauer benennt, angesichts einer solchen Einsicht haben?

Jean Paul schreibt weiter: „Um das [...] Leben unsers Hans Paul – denn so wollen wir ihn einige Zeit lag nennen, jedoch immer mit anderen Namen abwechseln - am treuesten darzustellen, tun wir glaub' ich am besten“, ein ganzes Jahr zu schildern.

Was könnte dieser Namenswechsel im Blick auf das „Ich“ bedeuten?

Text 3 Sätze über den Menschen

Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. (Gen. 8, 21)

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? (Psalm 8,5)

Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand untertan.

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding und jedermann untertan.

(Martin Luther „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ 1520)

Ich denke, also bin ich (Cogito, ergo sum)
(René Descartes „Principia philosophiae“ 1644)

„Das Ich ist nichts Gegebenes, sondern kommt als Aktus der Spontaneität zustande; dann ist der Zugang zu ihm die Freiheit. Ich muß mich durch Freiheit und aus Freiheit als Ich setzen.“

(nach Johann Gottlieb Fichte in einer Formulierung des Philosophen Walter Schulz, 1972, S. 264)

Wenn der Dichter ein Auge, wie Polyphem, mitten auf der Brust, und der Philosoph eines, wie die Seligen in Muhammeds Paradiese, oben auf dem Wirbel hat und ins Blaue sieht wie jener in die Tiefe: so hat der rechte Mensch zwei Augen zwischen der Stirn und der Brust und sieht überall hin.“

(Jean Paul, Vorrede zur Clavis Fichtiana, Widmung für Fr. Heinrich Jacobi, 7. März 1800, Hanser 3, S. 1018, Z.15-19)

Prometheus

[...]

Hier sitz' ich und forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten.
Wie ich.

(Auszug aus Johann Wolfgang Goethes (1749-1832) Gedicht „Prometheus“ (1777).

Prometheus – die berühmte Gestalt der griechischen Mythologie, die den Göttern das Feuer – gewissermaßen Wärme und Licht – stahl und die Menschen damit beschenkte; gepriesen, obgleich er für seinen Frevel von Zeus bestraft wurde: Ein Vorbild der Epoche der Aufklärung

Eine Antwort mit dem gleichen Titel darauf hat der Dichter Gottfried August Bürger (1747-1794) geschrieben:

Es beginnt:

Prometheus hatte kaum herab in Erdennacht
Den Quell des Lichts, der Wärm' und alles Lebens,
Das Feuer, vom Olymp gebracht;
Sieh, da verbrannte sich – denn Warnen war vergebens –
Manch dummes Jüngelchen die Faust aus Unbedacht.
[...]

„Die Gottheit hilft uns nur durch unseren Fleiß, durch unseren Verstand, durch unsere Kräfte [...] und sprach [...]: ‚sei mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte, aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen.‘“

(Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784-91, Bd. 6, S. 635f.) Der Philosoph und Autor Herder war J.P. über seine Schriften und besonders seit ihrer persönlichen Bekanntschaft 1796 ein guter Freund und Berater.

„KÖNIG PETER: Der Mensch muß denken. (Steht eine Zeitlang sinnend.) – Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein anderer; das ängstigt mich. (Nach langem Besinnen.) – Ich bin ich.- Was halten Sie davon, Präsident?
PRÄSIDENT (gravitatisch langsam). Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.“

(Georg Büchner, Leonce und Lena, 2. Szene)

„Die Krone der **Schöpfung**, das Schwein, der Mensch -. / geht doch mit anderen Tieren um!“

(Gottfried Benn aus: *Der Arzt II 1912*)

Text 4 Emmanuel Lévinas zum „Selbstbewusstsein“

„Das Ich ist die Identifikation schlechthin, der Ursprung des Phänomens selbst der Identität. Die Identität des Ich ist in der Tat nicht die Beständigkeit einer unveränderlichen Qualität. Ich bin nicht ich selbst aufgrund dieses oder jenes Charakterzuges [...] Weil ich von Anfang an der Selbe bin, me ipse [...], kann ich ein jedes Objekt, einen jeden Charakterzug und jegliches Seiendes identifizieren.“ (S. 209) [...] Das Sein trägt in sich die Möglichkeit des Idealismus. Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des Anderen zusammen; dabei verliert das Andere, das sich als Sein manifestiert, seine Andersheit.“ (S. 211) [...] Nicht nur die von der Vernunft begriffene Welt hört auf, anders zu sein, da das Bewußtsein sich in ihr wieder findet; vielmehr ist alles, was Einstellung des Bewußtseins ist, also Bewertung, Gefühl, Tätigkeit, Arbeit sowie Engagement in einem weiteren Sinne am Ende Selbstbewußtsein, d.h. Identität und Autonomie.“ (S. 212) - „Die Beziehung [ohne Wiederkehr] zum Anderen stellt [demgegenüber] mich in Frage, sie leert mich vor mir selbst; sie leert mich unaufhörlich, indem sie mir unaufhörlich neue Quellen entdeckt. Ich wusste nichts von meinem Reichtum, aber ich habe nicht mehr das Recht, etwas festzuhalten.“ (S. 219f.) „Der Andere kommt uns nicht nur aus dem Kontext [der Kultur] entgegen, sondern unmittelbar, er bedeutet durch sich selbst.“ [...] Seine Gegenwart besteht darin, auf uns zuzukommen, *einzutreten*. Diese läßt sich so ausdrücken: Das Phänomen, das die Erscheinung des Anderen ist, ist auch *Antlitz*. [...] Das Ich wird sich nicht nur der Notwendigkeit zu antworten bewusst, so als handele es sich um eine Schuldigkeit oder eine Verpflichtung [...]“ (S.221) So „bedeutet Ichsein, sich der Verantwortung nicht entziehen zu können.“ (S.224)

(Emmanuel Lévinas: Die Spur des Anderen. Deutsch: Freiburg: Alber 1992, 3.A.)

Diese Überlegungen können uns vorbereiten kann auf Jean Pauls Roman „Titan“. Lévinas vertritt eine Philosophie der Beziehung, des „Zwischen uns“ die nicht auf Entgegensetzungen baut und zugleich nicht in der Diskussion aus Jean Pauls Epoche aus Jean Pauls Umgebung, den sog. Pantheismus oder Spinozismus verfällt: Levinas sieht den Anderen (sein Antlitz) als ursprünglicher als das Ich – und zugleich erweise sich der Andere als Ebenbild Gottes („ressemblance“ d.h. Ähnlichkeit mit Gott).

Text 5 Fragen zum Stichwort „Titan“

Was macht jemanden zum Titanen?

Der Aufstand gegen (falsche) Autorität? Das Handeln aus eigenem Recht?

Der Kampfeswille? Anspruch auch auf Gewalt?

Die eigene Tatkraft?

Die eigene Selbstständigkeit, seine erworbenen Fähigkeiten?

Die Fähigkeit, Leiden auszuhalten und bis zum Tod – für die eigene Ehre oder im Kampf für eine Idee zu kämpfen.

Welche „Ideen“, waren das, für die zu leben und zu sterben sich zu lohnen schien?

Wofür haben die Menschen gekämpft, mit aller Kraft, mit „übermenschlichem Willen“. Die Familie oder Sippe, das eigene Volk (Nation), die Freiheit, den eigenen Glauben, die eigene Religion, eine Idee (den „Sozialismus“) usw.?

Und wer waren die Gegner, die „Titanen“, die die Macht besaßen?

Text 6 Titanenmythen



Benvenuto Cellini: Perseus mit dem Medusenhaupt (Bronzeplastik in Florenz: Loggia)

Die Kenntnis der griechischen Philosophie und der Mythologie war zur Zeit Jean Pauls in gelehrten und bürgerlichen Kreisen weit verbreitet

Lesen Sie dazu die Erzählung der Titanomachie (den Titanenkampf) aus der griechischen Mythologie über die Titanen:

In der Schöpfungsgeschichte des Hesiod wird erzählt, dass aus dem Chaos die Mutter Erde, Gaia, hervorging, und aus ihr der Himmel, Uranos, und das Meer, Pontos. Mit beiden zeugte sie weitere Kinder. Mit Uranos auch die Titanen, ein Geschlecht von Maßlosen und Herrschsüchtigen, die sich gegen jede Herrschaft auflehnen. Einer von ihnen, Kronos, tötete Uranos, doch er selbst wird nach langem Kampf, in dem die ganze Welt, die Berge und das Meer stöhnten, von einem seiner Söhne gestürzt, von Zeus. Der zwang seinen Vater, die von ihm aus Sorge vor deren Empörung zuvor verschlungenen Kinder wieder auszuspeien, und gemeinsam mit ihnen tobte ein furchtbarer und langer Kampf – die Titanomachie – gegen die Titanen, die schließlich nach weiteren Kämpfen gegen weitere Kinder, die Gaia hervorbringt, in den Tiefen der Unterwelt gefangen gehalten blieben. Von da teilten sich die neuen Götter die Welt auf und lebten selbst auf dem Olymp in ewiger Jugend.

Dass die Geschichte der Erhebungen gegen die Mächtigen in der Generationenfolge der griechischen Götter weiterging, zeigen weitere Erzählungen, z.B. die des Perseus (vgl. Abb.) oder die des Prometheus (siehe →**Text 3** (Goethe)), der sich gegen die Macht von Zeus richtet. So wird die Fackel von Macht, Protest und Neuer Macht weitergetragen, der Aufstand gegen die Mächtigen als immerwährende Kette gelesen.

Text 7: „Fantasy“: Kampf der Titanen

Kampf der Titanen ist ein 2010 produzierter **Fantasyfilm**, dessen Handlung sich verschiedener Motive aus der griechischen Mythologie bedient. Es handelt sich um eine Neuverfilmung des gleichnamigen Films aus dem Jahr 1981.

Die Filmhandlung beruht hauptsächlich auf der Perseussage, während der Filmtitel „Kampf der Titanen“ eher einen Bezug zur Titanomachie vermuten lässt. Die Titanen (Kronos, Koios und Kreios etc.) tauchen im Film jedoch nicht auf.



Kampf der Titanen © Warner Bros. Pictures

Sam Worthington spielt im Kampf der Titanen Perseus, den sterblichen Sohn des Zeus. Als Hades (Ralph Fiennes) versucht, die Macht des Göttervaters an sich zu reißen, schickt Zeus (Liam Neeson) seinen Sohn in den Kampf gegen Hades und dessen Unterwelt-Monster.

Der Hinweis auf Fantasy-Film (und Fantasy-Literatur) macht deutlich, dass es dieser Literaturgattung um Phantastik geht, um übernatürliche, irrealer, märchenhafte und magische Elemente, Personen und Figuren. Ja es geht um eine eigene Welt, die oft parallel zur realen Welt existiert. Macht, Kraft und Zauber spielen eine große Rolle. Die Ausgestaltung der Kämpfe und die Demonstration des Sieges des (unveränderlich) Guten über das (abgründig) Böse bestimmen vielfach die Handlung.

Text 8 Skizze aktueller Strömungen der Geniezeit, der Epoche der Titanen und Genies

Die Epoche Jean Pauls ist bestimmt von Autonomiebestrebungen und zunehmender Individualisierung: Viele Einzelne, die sich bewusst „ihres eigenen Verstandes bedienten (Kant)“, nicht mehr fremdbestimmt sein wollten, Erzieher, die entsprechende Erziehungsziele verkündeten, Völker, die um Unabhängigkeit, Gleichberechtigung, Lebensraum, Meinungsfreiheit ... kämpften (z.B. Griechen gegen Türken, Deutsche gegen Franzosen, Juden gegen die christliche Mehrheitsgesellschaft, Indianer gegen Weiße, Journalisten gegen eine autoritäre Obrigkeit).

Unterschiedliche Strömungen haben zu einer Vielstimmigkeit beigetragen, die der wache Geist und intensive Leser Jean Paul schon seit seiner Schülerzeit zu lesen begonnen hatte.

Gedanken und Ideen

- der **Aufklärung** und ihres Extremis, einer absoluten Verstandesgläubigkeit auf der Basis materialistischer Weltdeutung (**Rationalismus**), der **Empfindsamkeit** als religiösem und moralischem Gegengewicht der einsamen Seele gegen die kalte Verstandestätigkeit, der literarischen Bewegung des sog. **Sturm und Drang** mit ihren großen, aber auch egoistischen und zweifelnden, ja zynischen Menschengestalten (z.B. *Die Räuber* Schillers),

- des philosophischen Idealismus, des Gedankenexperiments einer abstrakten Idealität, außerhalb von aller Realität, wie sie vor allem bei den Philosophen Fichte und Schelling kennenzulernen ist,
- der **Idealisierung der Antike** und ihrer Menschenfreundlichkeit des „rechten Maßes“, die als Bildungsprogramm gesehen wurden, wie sie vor allem Winkelmann und Goethe vertraten,
- einer Tendenz zu melancholischer Stimmungsschwankung zwischen Sinnlichkeit und Selbstmitleid, einem **Nihilismus** aus „Weltschmerz“, wie er in der beginnenden Romanik begegnet (Nachtwachen des Bonaventura, 1804 anonym erschienen, von J.P. gelesen und von ihm dem Philosophen Schelling zugeschrieben)
- theologisch sowie kirchlich gegen eine **orthodoxen Lehre** höchster Sündhaftigkeit und Erlösungs- und Gnadenbedürftigkeit des Menschen; dieser setzte man eine personalen Subjektfrömmigkeit und ein an der Bibel orientiertes Leben, eine „praxis pietatis“ (**Pietismus** genannt) entgegen. Daneben gab es sog. **neologische Strömungen**, eine neue, rationalistische Theologie, die auf den Werten der Aufklärung: Vernunft, Freiheit und Toleranz zu bauen versuchte: Der Mensch als „Abbild Gottes“, der die Welt in Eigenverantwortung aufbaut und verbessert.
- eine Denkrichtung, die den Gegensatz von Physik und Metaphysik, Diesseits und Jenseits überwinden wollte, vor allem durch „**Pantheismus**“, ausgedrückt durch „Gott in der Natur“, mit einem Bezug auf den wiederentdeckten jüdischen Philosophen Spinoza „Spinozismus“ genannt. Von Theologen wurde er als „**Atheismus**“ bekämpft, weil Gott nicht als „Person“ gedacht schien.
- des Aufbruch einer neuen Gesellschaftsschicht in ein „bürgerliches Zeitalters“, beruhend auf dem genannten Ideen und verbunden mit der Kritik an einer adelig-feudalen Gesellschaftsschicht, machtgestützter Hohlheit und geistigen und kulturellen Leere und Verlogenheit.

Daraus erwachsen die ganz realen Forderungen nach individuellen und persönlichen Freiheiten – Emanzipationsforderungen also.

Anregungen:

Versuchen Sie aus diesen Strömungen, vielleicht unter Heranziehung von Quellen, ein Bild vom Menschen zu zeichnen, wahrscheinlich werden Sie dabei auch auf Widersprüche und Probleme stoßen. Ihre Notizen könnten Ihnen später bei der der Lektüre des Romans eine Stütze sein.

Text 9 Mögliche Erwartungsbilder: Was wäre ein „Anti-Titan“?

Was könnte man von einem Anti-Titanen erwarten?

Dies sollen die weiteren Schritte zu klären versuchen. Sie sind eingeladen, ein Stück weit in den Roman einzutauchen.

Was ist das für ein Bildungs- und Verhaltensprogramm?

- *Ist es ein moralisch-bürgerliches: „Halte Dich von allen Extremen fern.“ „Wer höher steigt, als er sollte, fällt tiefer, als er wollte.“ (Sprichwort)*
- *Ist es emanzipatorisch-bürgerliches: „Per aspera ad astra“ (Durch Widerstände bis zu den Sternen) – eben durch umfassende Bildung.*
- *Ist es ein christliches: „Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's,*

die ihn finden.“ (Mt. 7, 13-14), „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden. (Röm 5, 20b): „Geh hin und sündige hinfort nicht mehr?“ (Joh. 8,11)

Ist es das des Faust bei Goethe: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ (Goethe, Faust II, 3. Akt, v.11936f.)

Text 10 Ein Brief Jean Pauls über seinen Roman

„Mein Titan ist und wird gegen die allgemeine Zuchtlosigkeit des Säkulum gewafnet, gegen dieses irrende Umherbilden ohne ein punctum saliens – gegen jede genialische Plethora, d.i. Parzialität – gegen die ästhetische (artistische) und philosophische Trennung des Ichs von der Beschauung, als müsse nicht diese auf jenes wirken, es voraussetzen, nur durch dasselbe gelten und darin früher oder später wohnen als in der Abstraktion. Beinahe jede Superfötation und jedes hors d`oeuvre der menschlichen Natur sol im Titan Spielraum für die eignen Fehler finden.“
(HKA Sämtl. Werke Teil III, Briefe, Bd. 3, S. 143f. an Jacobi aus Weimar am 3.Dec. 1798)

Wort-Erklärungen:

Säkulum: das Zeitalter

punctum saliens: springender Punkt, gewissermaßen ein Zentrum, von dem alles ausgeht.

Plethora: Überfülle, hier durch „*Parzialität*“ erklärt in der Bedeutung: gar nicht mehr zu fassende Ganzheit, die sogleich in Teile zerfällt. Jean Paul übersetzt sie auch mit „*Einkräftigkeit*“. (vgl. →E4/45)

Superfötation: Doppelbefruchtung, z.B. bei Hasen, die, schon schwanger, noch einmal befruchtet werden können.

hors d`oeuvre: Vorspeise

Überlegungen

Versuchen Sie, diese Aussage mit eigenen Worten in moderner Denkweise wiederzugeben.

Setzen sie auch eine Bewertung dazu, ob Ihnen solche Aussagen vielleicht von irgendwoher bekannt vorkommen, ob Sie diesen Überlegungen zustimmen können oder nicht.

Text 11 Eine kurze Handlungsskizze des Romans „Titan“

Wir finden im „Titan“, wenn auch nicht ganz einfach nachzuerzählen, eine Handlung, also die Geschichte einer Reihe von literarischen Figuren, die in einem erdachten, aber für damalige Zeit wirklichkeitsnahen deutschen Kleinstaat leben.

Dieses Land ist ein kleines deutsches Fürstentum namens Hohenfließ mit seiner Hauptstadt Pestitz. Und das Personal des Romans ist auch meist adeliger Abkunft oder steht im Dienste des Fürstenpaares.

Dieses Paar, der Fürst und seine Frau Eleonore, bekommt nach einem ersten schwächlichen Sohn Luigi das Zwillingsspaar Albano und Julienne. Da die Eltern aber fürchten, dass man aus Erbfolgegründen aus dem Kleinstaat Haarhaar dem Thronfolger nach dem Leben trachtet, wird Albano die ersten drei Lebensjahre auf Isola bella im Lago Maggiore bei der befreundeten Familie Cesara, danach 14 Jahre bei der Familie des „Landschaftsdirektor“ Wehrfritz zusammen mit deren Tochter Rabette in Blumenbühl erzogen, wobei Graf Cesara durchaus weiter über den „Sohn“ wacht. Albano wächst heran, von Lehrern, deren Grenzen deutlich werden, begleitet (Dian, Schoppe). Er erlebt eine erste Liebe mit Liane, die aber ebenso scheitert wie die Freundschaft mit deren Bruder Roquairol. Die beiden können gegensätzlicher nicht

sein – und gehören gewissermaßen zu dem gedachten Titanenkampf um den rechten Weg zwischen Außenwelt und Innenwelt, zwischen Ernst und Humor, zwischen wahrer Phantasie und haltloser Phantastik, mit Freundschaft und Feindschaft, Menschenliebe und -hass. Er reist mit einigen Begleitern nach Italien, ein (wenn auch sicher nicht vollständiger) Weg der Einsicht in Formen von Realität, zu der auch die Kenntnis von Geschichte und Kultur gehört. Er findet eine in manchem an Liane erinnernde Geliebte, Linda, die Tochter der Familie Cesara (ursprünglich Severina, Pseudonym: Linda de Romeiro), die eine der selbstbewusstesten Figuren des Romans darstellt, eine „Titanide“. Ihre Liebe wird wiederum in großen Gefühlen und einem intensiven Reflektieren beider geschildert. Doch zuletzt scheitert sie an den Realitäten der Gesellschaft: Sie ist keine Adelige, noch ist sie in der Lage, über die Grenze „für sich selbst groß zu sein“ hinauszublicken. In all diesen Begegnungen aber lernt Albano seine Form des „Titantischen“ zu gewinnen, findet schließlich eine gleichgestellte Geliebte, Idoine (die zudem als Tochter Haarhaars das dynastische Problem löst), die allerdings im Roman viel blasser bleibt als Linda, erfährt seine wahren Abkunft und übernimmt nach dem Tode seines Bruder Luigi die Herrschaft in Hohenfließ.

Lesen Sie dazu auch noch eine Zusammenfassung des Autors selbst: Gegen Ende des Romans im 142. Zykel (Hanser 3, S.807-811) erfährt Albano mit einem Brief seiner leiblichen Mutter Eleonore, wie es sich mit seiner Herkunft verhält. →Text 12

Text 12 Das Testament Eleonores, der Mutter Albanos

„»Mein Sohn!

Heute hab' ich dich nach langen Zeiten wiedergesehen in deinem B. (Blumenbühl); mein Herz ist voll Freude und Sorge, und dein schönes Bild webet vor meinen weinenden Augen. Warum darf ich dich nicht um mich haben und täglich anblicken? Wie ich bin gebunden und geängstigt! Aber von jeher schmiedete ich mir Fesseln und erbat andere, mich damit zu binden. Höre deine eigne Geschichte aus dem Munde deiner Mutter an; sie wird dir aus einem andern nicht lieber und wahrhafter kommen.

Ich und der Fürst lebten lange in einer unfruchtbaren Ehe, welche unserem Vetter in Hh. (Haarhaar) immer lebhafter mit der Hoffnung der Sukzession schmeichelte. Spät vernichtete sie ihnen dein Bruder L. (Luigi). Man konnte uns das kaum vergeben. Der Graf C. (Cesara) bewahrt die Beweise einiger schwarzer Handlungen (de quelques noirceurs), die deinen armen, ohnehin schwächlichen Bruder das Leben kosten sollten. Dein Vater war eben mit mir in Rom, als wir es erfuhren. 'Man wird doch endlich über uns siegen', sagte dein Vater. In Rom lernten wir den Fürsten di Lauria kennen, der seine schöne Tochter dem Grafen C. (Cesara) nicht eher geben wollte, bis er Ritter des goldnen Vlies-Ordens geworden wäre. Der Fürst wirkte ihm diesen Orden am kaiserlichen Hofe aus.

Dafür glaubte die Cesara mir sehr dankbar sein zu müssen, une femme fort décidée, se repliant sur elle même, son individualité exagératrice perça à travers ses vertus et ses vices et son sexe. Wir lernten uns lieben. Ihr romantischer Geist teilte sich dem meinigen mit, besonders in dem romantischen Lande. Dazu half mit, daß ich und sie uns im rechten Zustande der weiblichen Schwärmerei zugleich befanden, nämlich der Hoffnung zu gebären. Sie kam nieder mit einem wunderschönen, ihr ganz ähnlichen Mädchen, Severina, oder wie man sie nachher nannte, Linda. Hier machten wir den seltsamen Vertrag, daß wir, wenn ich einen Sohn gebäre, austauschen wollten; ich konnte ohne Gefahr eine Tochter erziehen, und bei ihr konnte

mein Sohn ohne diejenige aufwachsen, die deinem Bruder bei mir schon gedrohet hatte. Auch sagte sie, ich könnte besser eine Tochter, sie einen Sohn leiten, da sie ihr Geschlecht wenig achte. Der Graf war es gern zufrieden; der Hh. Hof hatte ihm kurz vorher die älteste Prinzessin, um die er geworben, unter dem spöttischen Vorwande, ihrer noch kindischen Jugend abgeschlagen, und er aus Rache beleidigter Ehre und verletzter Eitelkeit, denn er war der schönste Mann und aller Siege gewohnt, war zu allen Maßregeln und Kämpfen gegen den stolzen Hof bereit. Nur der Fürst billigte es nicht, er fand eine Erziehung außer Landes u. s. w. ganz zweideutig und mißlich. Aber wir Weiber verwebten uns eben desto tiefer in unsere romantische Idee.

Zwei Tage darauf gebar ich dich und – Julienne zugleich. Auf diesen reichen Zufall hatte niemand gerechnet. Hier warf sich vieles ganz anders und leichter sogar. 'Ich behalte', (sagt' ich zur Gräfin) 'meine Tochter, du behältst die deinige; über Albano' (so soll er heißen) 'entscheide der Fürst.' Dein Vater erlaubt' es, daß du zwar als Sohn des Grafen, aber unter seinen Augen, bei dem rechtschaffenen W. (Wehrfritz), erzogen würdest. Indes traf er Vorkehrungen, deren guten Wert ich damals im phantastischen Rausche der Freundschaft nicht ganz abzuwägen imstande war. Jetzt wunder' ich mich nur, daß ich damals so mutig war. Die Dokumente deiner Abstammung wurden nicht nur dreimal gemacht – ich, der Graf und der Hofprediger Spener wurden in deren Besitz gesetzt –, sondern später wurdest du auch dem Kaiser Joseph II. als unser Fürstensonnen präsentiert, und sein gütiges Blatt, das ich einst deinen Geschwistern vertraue, entscheidet allein genug.

Der Graf nahm jetzt selber am Geheimnis tätigen Teil, indem er – sei es aus Liebe für seine Tochter, sei es aus dem Wunsche einer geschärften Rache am Hh. Hofe – als Lohn des Anteils verlangte, daß einst du und Linda ein Paar werden möchten. Hier trat wieder die Gräfin mit ihren Wundern und Phantasien ein: 'Linda wird mir gewiß ähnlich an Gemüt, wie sie jetzt es ist an Gestalt – Gewalt bewegt sie dann nie – aber Magie des Herzens, der Feenwelt, Reiz des Wunders mag sie ziehen und schmelzen und binden.' Ich weiß ihre eignen Worte. Ein sonderbarer Zauberplan wurde dann entworfen, dessen Grenzen der Graf durch die Abhängigkeit, worin sein tausendkünstlerischer Bruder sich zu allem dinge ließ, noch mehr erweiterte, so wie er den Plan dadurch annehmlicher machte. – Linda wird lange vorher, eh' du dies gelesen, dir erschienen, ihr Name genannt, deine Geburt geheimnisvoll verkündigt sein – – Möge, möge dein Geist sich in alles wohl finden, und möge das schwere Spiel dir Gewinn auf seinen aufgeschlagenen Blättern reichen! – Ich bin bange, wie soll ich es nicht sein? – O welche Nachrichten hab' ich nicht eben aus Italien durch den Grafen empfangen, vor denen nun alle meine Hoffnungen auf meinen Ludwig (Luigi) auf einmal erlöschen! Gesiegt hätte nun Hh. (Haarhaar) durch den bösen B. (Bouverot), wenn du nicht lebstest. Und ich muß so froh sein, daß du diesen giftigen Einflüssen entzogen lebst – ja es scheint, als habe der Graf die Zernichtung deines Bruders absichtlich gern geschehen lassen, um desto stärker mit deiner Auferstehung zu schrecken. Doch will ich ihm nicht unrecht tun. Aber wem soll eine Mutter am Hofe vertrauen und mißtrauen? Und welche Gefahr ist größer? –

Drei Jahre lang mußtest du des Scheines wegen auf Isola bella mit deiner scheinbaren Zwillingschwester Severina, obwohl unter den Augen des Fürsten, bleiben, indes ich mit Juliennen nach Deutschland zurückging. Länger aber durft' es nicht dauern, so gern es deine Pflegemutter gesehen hätte; du wurdest deinem Vater zu ähnlich. Diese Ähnlichkeit kostete mich manche Träne – denn darum durftest du nie

aus B. nach P. (Pestitz), solange der Fürst noch Jugendzüge trug – sogar die Porträts seiner Jugendgestalt mußst' ich darum allmählich wegstellen und sie dem treuen Spener zu bewahren geben – ja dieser gelehrte Mann sagte mir, daß ein erhobner Spiegel, der junge Gesichter zu alten formte, beiseite zu bringen sei, weil du sogleich als der alte Fürst daständest, wenn du hineinsähest – O, da mein guter, frommer Fürst in seinen matten Tagen allerlei unbewußt ausplauderte und mich über das sichere Schicksal des wichtigen Geheimnisses immer sorglicher machte: wie erschrak ich, als er einstens am Morgen (zum Glück war nur Spener und eine gewisse Tochter des Ministers v. Fr. dabei, eine sanfte, fromme Seele) geradezu und freudig sagte: 'Unser lieber Sohn, Eleonore, war gestern nachts oben am Altar, er wird gewiß ein frommer Mensch, er kniete und betete schön, und ich sagt' ihm nur, denn ich wollte mich nicht decouvrieren: nach Haus, nach Haus, mein Freund, es donnert schon nahe[Fußnote]'. (Ich weiß, daß verschiedene über einen natürlichen Sohn des Fürsten schon Winke fallen ließen.

Die Gräfin C. (Cesara) ging nun mit S. (Severina) nach V. (Valencia) ab; gab sich aber vorher den Namen R. (Romeiro) und der Tochter den Namen L. (Linda). Der Prinz di Lauria mußte der Erbschaft wegen mit seiner Einwilligung in dieses Spiel gezogen werden. Durch diesen Namen-Wechsel konnte alles so dicht zugehüllt werden, als es jetzt noch steht. Neun Jahre darauf starb die edle R. (Romeiro), und der Graf hatte unter dem Vorrecht eines Vormunds die Tochter allein in seinem Schutze und in seiner Vorsorge.

Ich sah sie kurz nach dem Tode der Mutter hier; entfaltet sich die Blume ganz aus dieser vollen Knospe, so gehört sie als die vollste Rose an dein Herz. Möge nur das Geisterspiel, das ich der Gräfin zu leichtsinnig zugeschworen, ohne Unglück vorüberziehen! – Sollt' ich vor dem Fürsten auf das Sterbebette kommen, so muß ich noch deine Schwester und deinen Bruder in das Geheimnis ziehen, um ganz gesichert meine Augen zu schließen. Ach ich werd' es nicht erleben, daß ich dich öffentlich als meinen Sohn in meine Arme schließen darf! Die Ahnungen meiner Hinfälligkeit kommen immer häufiger. Es gehe dir wohl, teures Kind! Werde fromm und redlich wie dein Vater! Gott lenke alle unsere schwachen Hilfsmittel zum besten!

Deine treue Mutter Eleonore.

N. S. Noch sehr wichtige Geheimnisse kann ich nicht dem Papier vertrauen, sondern sterbend wird sie mein Mund in das Herz deiner Schwester niederlegen. Leb wohl! Leb wohl!«

Erklärungen:

Übersetzung der französischen Zeilen

S. 808, Zeile 12f.: eine Frau von festem Entschluss, nur auf sich selbst vertrauend, von außerordentlicher Individualität, überwand ihre Tugenden, ihre Laster und ihr Geschlecht.

In diesem Satz verbirgt sich eigentlich auch das Programm des Autors für den „wahren Menschen“.

Anregung

In diesem Brief Eleonores geht es aber nicht nur um die Aufdeckung der Herkunft. Vielmehr wird auch deutlich, dass Eleonore ein bestimmtes Erziehungsziel für ihren Sohn hatte.

Wie lässt sich das umschreiben?

Text 13 Eine kritische Stimme: Goethe gegen Jean Paul

In das Stammbuch des Enkels hatte eine Bekannte der Familie Goethe den Satz Jean Pauls eingetragen:

Der Mensch hat hier dritthalb Minuten, eine zu lächeln - eine zu seufzen - und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er. (aus Hesperus, 4. Hundsposttag, Brief Emanuels Hanser 2, S.549)

Goethe setzte im April 1825 spontan nach der Lektüre empört die Verse darunter:

*Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag.
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!*

Es ist übrigens bezeichnend, dass die unmittelbare Fortsetzung des Jean Pauls-Zitats nicht mit tradiert wurde (und wohl Goethe auch nicht konkret gekannt hat)

„Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden ab.“

„Die unbekannte Hand“ – es ist die des Todes. Und wer das Haupt herabdrückt? Es dürfte der Engel gemeint sein.

Dazu vgl. ausführlicher das Thema →Endlichkeit und Unsterblichkeit oder im „Titan“ Hanser 3, 253-255 (52. Zykel).

Anregung:

Was sagen die jeweiligen Zeilen der beiden Autoren über ihr Bild vom Menschen, über dessen Möglichkeiten, ein Ich zu sein oder zu werden aus?

Text 14 Drei moderne Kritiker zu Jean Pauls „Titan“

(1) **Günter de Bruyn** schreibt in seiner Biographie: Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter. Halle: Mitteldeutscher Verlag (DDR) 1975, S. 235f.

„Er [Der Titan] ist eine Erziehungs- und Bildungsroman, wie Goethes ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘, den er übertreffen will, und dem er verpflichtet ist. Indem sich Jean Paul von Goethe distanziert, lernt er von ihm. Die produktive Auseinandersetzung mit dem Klassiker schafft ein Bildungsideal, das das goethische in sich aufgenommen hat und es überragt, weil es um das politische Moment bereichert ist. Das Ziel des Bildungsprozesses ist bei beiden die allseitig gebildete Persönlichkeit (Allkräftigkeit heißt es bei Jean Paul), aber während bei Goethe die Utopie einer Klassenharmonie den unpolitischen Bildungsbürger erzeugt, führt Jean Pauls Demokratismus zum Ideal eines politisch orientierten Menschen. Nicht der tätige, anpassungsbereite Bürger steht bei ihm am Ende, sondern der Staatsmann, der bestehende Verhältnisse ändern will. Wenn die (gestalterisch leider kaum vorhandene) Idealgestalt der Prinzessin Idoine gegen Schluß des Romans zum Helden sagt: ‚Ernste Tätigkeit, glauben Sie mir, söhnet zuletzt immer mit dem Leben aus‘, so klingt das sehr goethisch, ist aber zustimmende Äußerung über Albanos Absicht, in die Französische Armee einzutreten, um die Revolution zu verteidigen.“

(2) **Norbert Miller** vergleicht in seinem Nachwort in: Hanser 3, S. 1139-1140 den Roman mit des Luftschiffers Giannozzo Seebuch, das Jean Paul als Anhang an den Titan geschrieben hat. Dieser Luftschiffer stürzt am Ende seines Flugs ab.

„Das Ende des Giannozzo jedenfalls ist das mögliche Ende auch des jungen Albano, so wie ihn der Leser in den ersten Kapitel des ‚Titan‘ kennenlernt. Durch einen wohlüberlegten Plan wird Albanos Entwicklungsgang ins Ziel des klassischen Bildungsromans gelenkt zu einem Ende, das ‚gut‘ ist, aber sicherlich weniger jeanpaulisch, sicherlich mehr übernommen als das Ende des Luftschiffers. Stellvertretend für Albano sterben oder scheitern Liane, Linda, Roquairol und Schoppe: die lebendigsten Geister dieses Romans. Albano hat für seine klassisch-harmonische Entlassung aus dem Roman zu zahlen. Seine ursprünglichen Pläne gibt er auf, merklich verblässend schreitet er aus ihm heraus, an der Hand des für die abschließende Komposition wichtigen Iphigenien-Gespenstes Idoine, in eine Zukunft, um die ihn zu beneiden niemand Grund hat. Dafür, daß dieser eine Roman Jean Pauls seinen ‚geschlossenen‘ Schluß hat, hat sein Held sich zu bescheiden. [...] Der Kampf des klassischen Bildungsprogramms gegen den Flug des Enthusiasmus mündete, in diesem einzigen Fall im epischen Werk Jean Pauls, in den Sieg Weimars, mochte es sich der Autor eingestehen oder nicht. Da ‚Weimar‘ für ihn eine Gesetzestafel war und nicht, wie für Goethe, eine atmende Welt, blieb der Schluß dieses großen Romans unterhalb der Möglichkeiten, die Jean Paul als sich selbst überlegender, die Wirklichkeit definierender Schriftsteller hatte.

Der Widerstreit zieht sich den ganzen ‚Titan‘ hindurch und macht den Roman einmalig und großartig.

(3) **Jochen Golz** fasst seine kritische Sicht des *Titan* (mit einem Durchgang durch die neue Forschungsgeschichte) so: (Auszüge aus der Einleitung von *Jochen Golz: Welt und Gegenwelt in Jean Pauls „Titan“*. Stuttgart/Weimar: Metzler 1996, S. 1-19)

„Das ist „nun meine Hypothese, daß sich im „Titan“ all jene historischen Erfahrungen vermitteln, denen Jean Paul am Ausgang des 18. Jahrhunderts ausgesetzt ist und die sich bei ihm zum Bewußtsein eines krisenhaften säkularen Umbruchs verdichten.“ (S.4)

„Immer fügen sich seine [Jean Pauls] Beobachtungen und Reflexionen zu einem Zeitbild zusammen, das seinen prägenden Erfahrungsgehalt aus einer spätfeudal strukturierten Wirklichkeit empfängt, die über erste Ansätze einer bürgerlich-kapitalistischen Produktion noch nicht hinausgelangt ist. [...] An dem Faktum selbst aber, daß diese Wirklichkeit in ihrer aktuellen sozialen und politischen Dimension für sein Schreiben in Anziehung und Abstoßung einen wesentlichen Bezugspunkt bildete, kann nicht bezweifelt werden.“ (S. 5f.)

„In jenen Jahren [um 1800] verdichten sich Jean Pauls historische Erfahrungen zum Bewußtsein dessen, was wir heute als Beginn der Moderne zu bezeichnen pflegen. [...]

Es wäre zu einfach, dies auf den Gegensatz von Verstand und Gefühl zu bringen, rationale Akzeptanz der Moderne und emotionale Bindung an das Vergangene einander entgegenzusetzen. Die Vermittlungen sind komplizierter, und nicht zuletzt in der Metapher vom ‚Säkulum‘ hat die Ambivalenz der Umbruchssituation ihren Ausdruck gefunden.“ (S. 7)

Ich halte es für angebracht, „Jean Pauls Weltverhältnis von seiner Moralität und Religiosität her zu begreifen und deren Amalgamierung mit aufklärerischen Postulaten zu akzentuieren, an denen er festzuhalten gewillt ist.“ (S.12)

<p>Beleg dieser Aussage mit einem Zitat aus einer Schrift von F.H.Jacobi: „Wie der Mensch sich selbst fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger [gesperrt] die Gottheit vor. Darum</p>

ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen“.

„Daß sich von solchen Positionen aus schwer auflösbare Spannungen und Widersprüche zu einer rationalen Zeitanalyse einstellen, bleibt festzuhalten. Solche Widersprüche vermitteln sich in Jean Pauls Texten im Grunde niemals. Skepsis gegenüber ‚metaphysischen‘, gar noch systematisch ableitbaren Versöhnungsversuchen, Skepsis auch gegenüber allen Ansätzen zur Utopiebildung bleibt bei diesen Texten immer eingeschrieben. [...] Wohl soll dem literarischen Werk die Intention innewohnen, die fiktionale Welt auf ein besseres Irdisches hin zu transzendieren, doch bleiben solche Ansätze – ganz im Gegensatz zu den Ausblicken nach oben – immer auf eigentümliche Weise gebrochen und zwiespältig. Jean Pauls antisystematischer, skeptischer und darum im Grunde ‚realistischer‘ Grundzug, seine Sicht ‚von unten‘, die Welt eben nicht als ‚Misere‘, sondern in ihrem So-Sein zu akzeptieren, haben ihm im Grunde stets von dem Vertrauen auf abstrakte Verheißungen und geschichtsphilosophische Utopie-Konstrukte zurückgehalten. [...] Metaphysik und/oder Aufklärung waren für ihn stets gescheitert, und zugleich haben sie, in seiner Sicht, immer Bestand.“ (S. 13)

Eine „Entwicklung etwa in der Nachfolge Wilhelm Meisters kann Albano nicht zugeschrieben werden.“ (S.17)

Golz sieht die Darstellung widersstreitender Ansprüche und realer Erwartungen vor allem an Albano – als homo politicus und als Künstler – in einer Zeit, die bestimmt ist von der Kunst und Kultur der Antike sowie deren Rezeption durch die Klassiker, der französischen Revolution und die Entwicklung in deren Folge. ‚Innerlichkeit‘ werde dann verstanden als „Behauptung subjektiver Humanität und Würde und damit letztlich auch als ‚Politikum‘.“ (S.18) Das Politische ist für Golz „als unabdingbarer Faktor des historischen Status quo Teil einer generellen Akzeptanz des Wirklichen bei Jean Paul, zugleich aber auch jene Sphäre, gegen die sich im Ästhetischen sein Widerstand konstituiert.“

Anregung:

Versuchen Sie herauszufinden, von welchen Prämissen aus, mit welchen Maßstäben die Kritiker sich dem Roman und speziell der Figur des Albano nähern.

Text 15 Extrablatt aus *Hesperus*: „Der Hohe Mensch“

„Gewisse Menschen nenn' ich *hohe* oder Festtagmenschen, und in meiner Geschichte gehören Ottomar, Gustav, der Genius, der Doktor darunter, weiter niemand.

Unter einem hohen Menschen mein' ich nicht den geraden ehrlichen festen Mann, der wie ein Weltkörper seine Bahn ohne andere Abirrungen geht als scheinbare – noch mein' ich die feine Seele, die mit weissagendem Gefühl alles glättet, jeden schont, jeden vergnügt und sich aufopfert, aber nicht wegwirft – noch den Mann von Ehre, dessen Wort ein Fels ist und in dessen von der Zentralsonne der Ehre brennenden und bewegten Brust keine anderen Gedanken und Absichten sind als Taten außer ihr – und endlich weder den kalten von Grundsätzen gelenkten Tugendhaften, noch den Gefühlvollen, dessen Fühlfäden sich um alle Wesen wickeln und zucken in der fremden Wunde und der die Tugend und eine Schöne mit gleichem Feuer um-

fasset – auch den bloßen *großen* Menschen von Genie mein' ich nicht unter dem *hohen*, und schon die Metapher deutet dort waagrechte und hier steilrechte Ausdehnung an.

Sondern den mein' ich, der zum größern oder geringem Grade aller dieser Vorzüge noch etwas setzt, was die Erde so selten hat – die Erhebung über die Erde, das Gefühl der Geringfügigkeit alles irdischen Tuns und der Unförmlichkeit zwischen unserem Herzen und unserem Orte, das über das verwirrende Gebüsch und den ekelhaften Köder unsers Fußbodens aufgerichtete Angesicht, den Wunsch des Todes und den Blick über die Wolken. Wenn ein Engel sich über unsern Luftkreis stellte und durch dieses trübe mit Wolkenschaum und schwimmendem Kot verfinsterte Meer herniedersähe auf den Meergrund, auf dem wir liegen und kleben – wenn er die tausend Augen und Hände sähe, die geradeaus *waagrecht* nach dem Inhalte der Luft, nach Gepränge, fangen und starren; wenn er die schlimmern sähe, die *schief* niedergebückt werden gegen den Fraß und Goldglimmer im morastigen Boden, und endlich die schlimmsten, die *liegend* das edle Menschengesicht durch den Kot durchziehen; – wenn dieser Engel aber unter den Seetieren einige aufrecht gehende hohe Menschen zu sich aufblicken sähe – und er wahrnehme, wie sie, gedrückt von der Wassersäule über ihrem Haupte, umstrickt vom Geniste und Schlamm ihres Fußbodens, sich durch die Wellen drängten und lechzten nach einem Atemzuge aus dem weiten Äther über ihnen, wie sie mehr liebten als geliebt würden, das Leben mehr ertrügen als genossen, gleich fern von stehendem Emporstauen und rennendem Geschäftleben Hände und Füße dem Meerboden ließen und nur das aufwärts steigende Herz und Haupt dem Äther außer dem Meere gäben und auf nichts sähen als auf die Hand, die das Gewicht des Körpers, das den Tücher mit dem Boden verbindet, von ihm trennt und ihn aufsteigen lässet in sein Elemento dieser Engel könnte diese Menschen für untergesunkne Engel halten und ihre Tiefe bedauern und ihre Tränen im Meer Könnte man die Gräber eines Pythagoras (dieser schönsten Seele unter den Alten) – Platos – Sokrates' – Antonins (aber nicht so gut des großen Kato oder Epiktets) – Shakespeares (wenn sein Leben wie sein Schreiben war) – J. J. Rousseaus und ähnlicher in *einem* Gottesacker zusammenrücken: so hätte man die wahre Fürstenbank des *hohen Adels* der Menschheit, die geweihte Erde unserer Kugel, Gottes Blumengarten im tiefen Norden. (Hanser 1, S. 221, Z.4. 6-34 und S.222, Z. 1-17+ Z.22-24)

Das Extrablatt finden Sie ganz: →<http://gutenberg.spiegel.de/Jean Paul/Titan> (Kapitel 40)

Anregung:

Lesen Sie dazu eine Analyse des Extrablatts „Der Hohe Mensch“ und kontrollieren Sie seine „Richtigkeit“ und Gültigkeit

Des hohen Menschen Ideal

Die Bilder der Anderen

- ein „gerader ehrlicher fester Mann“
in sich ruhend, ohne viel nachzudenken ...
- eine „feinen Seele“
immer für andere da, sich aufopfernd ...
- ein „Mann der Ehre“
der äußeres Ansehen sucht und nach

Jean Pauls ICH–Suche. Der Mensch als Titan? Texte, Bilder und Arbeitsanregungen

ihn beherrschenden Ehrprinzipien handelt

- einer „von kalten Grundsätzen gelenkter Tugendhafter“...
- ein „Gefühlvoller“

ein völlig emotionaler Mensch, der schwelgt und verschiedenes anhimmelt...

- ein „bloßer großer Mensch von Genie“...

Was ihn auszeichnet:

- Er denkt „vertikal“
- mit dem Gefühl der Geringfügigkeit alles irdischen Tuns
- mit der Einsicht in die Ungleichartigkeit zwischen dem Herzen und dem Lebens-Ort
- mit dem Wunsch des Todes und einem über die Wolken
 - lechzt er nach Atem
 - liebt, ohne geliebt werden zu wollen
 - erhebt Herz und Haupt über die Erde

Was sie alle verbindet:

- Sie denken und handeln „horizontal“,
- suchen Gepränge, ‚Schau‘;
- gieren nach Fraß und Gold;
- sind nur noch böse

Schauen wir uns die rechte Spalte an, so werden wir sicher Charakterisierungen entdecken, wie sie die Wirklichkeit und wie sie uns – oft in zugespitzter Weise – die Geschichte der Bildungsanstalten, aber auch die Literatur und der Film vor Augen führen. Menschenbilder, mit denen wir auch in unserer Bekanntschaft und Freundschaft zu tun haben. Und jeder wird versuchen zu definieren, warum er gerne einer dieser Ausprägungen ähnlich – oder gerade nicht ähnlich sein will.

Weitergehende Fragen:

Kann unser Gegenbild, unser Selbstbild in die Nähe des *hohen Menschen* Jean Pauls kommen?

Hat der Autor nicht ein völlig weltfremdes Bild des Menschen gezeichnet, das auch zu einem Ideal nicht taugt? Denn der hohe Mensch scheint ja für die Welt völlig blind und abweisend zu sein. – Hier kann man doch höchstens an einen Mönch oder einen der Meditation Hingebenen denken, der sich, allein oder mit Gleichgesinnten, aus der Welt zurückzieht. Außerdem enthält der Text keinerlei Gedanken an eine mögliche Änderung des Menschen, durch Erziehung, Ausbildung, vielleicht höchstens ein inneres Erfahrungswachstum.

Text 16 Platons Bildungsideal

→ [http://gutengerg.spiegel.de/Platon/Der Staat](http://gutengerg.spiegel.de/Platon/Der%20Staat) (Kapitel 114-119; das Höhlengleichnis: Kapitel 118.

Text 17 Das Menschenbild christlicher Lieder

Liedverse aus dem Gesangbuch der Ev.-Luth. Kirche in Bayern 1810, nach dortiger Nummerierung unter Angabe der Textdichter und ihrer Lebensdaten:

Seele, was ermüd' st du dich in den Dingen dieser Erden, die doch bald verzehren sich und zu Staub und Asche werden (291) Jakob Gabriel Wolf 1684-1754

O Mensch, bedenk zu dieser Frist, was dein Ruhm ist auf Erden; denn nicht hier dein Bleiben ist, du musst zur Leiche werden. Es ist dein Leben wie ein Heu, und fleugt dahin gleich wie die Spreu, welche der Wind verjaget. (517) Johann Hesse 1490-1547

Ob böse Lust noch mannigfalt mich anficht, weil ich lebe, so hilf, daß ich ihr alsobald im Anfang widerstrebe ... (368,2) David Denicke 1603-80
Auf, Christenmensch! auf, auf zum Streit! Auf, auf zum Überwinden! In dieser Welt, in dieser Zeit ist keine Ruh zu finden. Wer nicht will streiten, trägt die Kron' des ew'gen Lebens nicht davon.
Der Teufel kommt mit seiner List, die Welt mit Pracht und Prangen, das Fleisch mit Wollust, dich, o Christ, zu fällen und zu fangen... (371, 1-2) Johann Scheffler (Angelus Silesius) 1624-77

Welt, ade, ich bin dein müde, ich will nach dem Himmel zu; da wird sein der rechte Friede und die stolze Seelenruh. Welt, bei dir ist Krieg und Streit, nichts denn lauter Eitelkeit; in dem Himmel allezeit, Friede, Ruh und Seligkeit. (557,1) Johann Georg Albinus 1624-79

Text 18 Reflexionsaufgabe

Versuchen Sie die Bedingungen, die ein „Ich“ umgeben und mitbestimmen in einer schematischen Zeichnung zu verbildlichen.

Jean Pauls ICH–Suche. Der Mensch als Titan? Texte, Bilder und Arbeitsanregungen

Text 19 Das Personal des „Titan“

<p>Fürstentum Hohenfließ mit der Residenz Pestitz, dem Park Lilar</p> <p>Der Fürst von Hohenfließ Eleonore, seine Gattin, die Kinder - Luigi¹, der ältere Sohn. - das Zwillingpaar: Albano Julienne²</p>	<p>Personen des Staates Hohenfließ</p> <p>Gaspard de Cesara, Graf und „Ritter“ Gräfin de Cesara, seine Frau - Albano als ihr Sohn aufgezogen - Linda (auch de Romeiro)</p> <p><i>Weitere Erzieher und Bezugspersonen Albanos</i> Wehrfritz³, Landschaftsdirektor und Albine Wehrfritz, seine Frau - Rabette⁴, deren Tochter</p> <p>Wehmeier⁵, Magister Falterle, Tanz- und Exerzitionenmeister Dian⁶, Landbaumeister Augusti, Lektor Spener⁷, Hofprediger Schoppe, Titularbibliothekar Siebenkäs, Schoppes Freund und ergänzendes Gegenbild</p> <p>de Froulay, Minister des Fürsten, seine Frau, die Kinder: - Roquairol/Karl⁸ (Kammerrat und Hauptmann („Ritter“)) - Liane</p>	<p>Kleinstaat Haarhaar „jede Nerve da hatte Steifstiefel an und jedes Herz einen Reifrock“ (3, 397)</p> <p>Fürstenpaar - Isabella⁹, „Fürstin“ genannt, wird Ehefrau Luigis - Idoine, jüngste Tochter - ein Sohn, Erbprinz</p> <p><i>Am Hofe in Haarhaar</i> Mr. de Bouverot¹⁰, gen. Zefisio, Diplomat Herr v. Hasenreffer</p>	<p>Die Zentralfiguren werden im Laufe des Projekts vorgestellt</p> <p>¹ Luigi kränklich und nicht die Hoffnung seiner Eltern – heiratet im 77. Zykel Isabella und wird Fürst, stirbt am Ende und macht Platz für Albano und Idoine. ² „Sie verbarg öfters, wie andere hinter den schwarzen Trauerfächern der Trauer und Empfindung, so hinter dem heitern Putzfächer des Lachens, der den Zuschauern die bemalte Seite zukehrte, ihren Kopf mit seinen Entwürfen; unter Lachen und Weinen ging und dachte sie diesen nach.“ (3,712) Sie ist Weltkluge. ³ Praktiker und Pragmatiker, eine unproblematische „solide Persönlichkeit“ ⁴ ein naives Mädchen, immer angepasst, weder eigene Gedanken noch eigene Worte besitzend ⁵ ein Produkt aufklärerischer Didaktik des Alltags- und Praxiswissens ⁶ ein klassischer Gelehrter und Vermittler antiker Kultur und Kunst ⁷ sehr alt, erscheint zurückgeblieben in einer Mischung aus Orthodoxie und Mystik, dennoch auch weise ⁸ zwei Namen für die beiden Seiten der gespaltenen Persönlichkeit ⁹ „Fürstin“, Braut Luigis, wird als kalt, als ungläubig geschildert (S. 434/436) ¹⁰ typischer Vertreter einer intriganten und vor Lügen und Verrat nicht zurückschreckenden Hofgesellschaft</p>
---	--	--	---

Text 20 Gaspards Bildungsprogramm, Albano vorgestellt

„Für einen Mann von Stande sind gelehrte und schöne Wissenschaften, die für andre Endzweck sind, nur Mittel und Erholung; und so groß deine Neigung dafür sein mag: so wirst du doch am Ende Handlungen den Vorzug vor Genüssen geben; du wirst dich nicht geboren fühlen, die Menschen bloß zu belehren oder zu belustigen, sondern zu behandeln und zu beherrschen.

Es wäre gut, wenn du den Minister gewönnest und dadurch die Kenntnisse des Regierungs- und Kammerwesens, die er dir geben kann; denn in dem Abrisse *eines* Landes, so wie *eines* Hofes, besitzt du die Grundzüge eines jeden größern, wozu du auch gelangen und dich bilden sollst. Es ist mein Wunsch, daß du sogar den Fürsten und dem Hofe lieb wirst, weniger weil du Konnexionen als weil du Erfahrungen brauchst. Nur durch Menschen besiegt und übersteigt man Menschen, nicht durch Bücher und Vorzüge. Man muß nicht seinen Wert auslegen, um die Menschen zu gewinnen, sondern man muß sie gewinnen, und dann erst jenen zeigen. Unglück ist nichts wie Unverstand, und nicht sowohl durch Tugend als durch Verstand wird man furchtbar und glücklich. – Du hast höchstens die Menschen zu fliehen, die dir zu ähnlich sind, besonders die *ädeln*.’ Das ätzende Sublimat seines Spottes bestand hier nicht darin, daß er »*ädel*« mit einem akzentuierten ironischen Tone sagte, sondern daß ers wider Erwarten kalt ohne einen sagte. Albanos Hand war in seiner schon längst vom Herzen an der stählernen eckigen Ordenskette herabgeglitten auf das goldene metallisch-kalte Lamm daran. Der Jüngling hatte, wie alle Jünglinge und Einsiedler, zu harte Begriffe von Hof- und Weltleuten, er hielt sie für ausgemachte Basilisken und Drachen [...] „(Titan Hanser 3,42f ., 5. Zykel)

Text 21 Albanos Vorbereitung auf die Begegnung

„Er ritzte sich, aber zufällig zu tief, und mit einem schönen kühlen Heben seines leichter atmenden Wesens sah er der roten Quelle seines Armes in der Abendsonne zu und wurde wie nach abgefallnen Bürden leichter – nüchtern – still – und weich. Er dachte an die verschwundne Mutter, deren Liebe nun ewig unvergolten blieb – ach er hätte dieses Blut gern für sie vergossen –; und nun quoll heißer als je in seiner Brust die Liebe für den kränklichen Vater auf: o komme bald, sagte sein Herz, ich will dich so unaussprechlich lieben, du lieber Vater!“

(3,36; 4. Zykel)

Text 22 Albanos Begegnung mit Gasparo

Albano drückte die Hand auf die kleine Wunde und ging nahe zu dem Versteinerten – Welche Gestalt! – Aus einem vertrockneten hagern Angesicht erhob sich zwischen

Augen, die halb unter den Augenknochen fortbrannten, eine verachtende Nase mit stolzem Wurf – ein Cherub mit dem Keime des Abfalls, ein verschmähender gebietender Geist stand da, der nichts lieben konnte, nicht sein eignes Herz, kaum ein höheres, einer von jenen Fürchterlichen, die sich über die Menschen, über das Unglück, über die Erde und über das – Gewissen erheben, und denen es gleich gilt, welches Menschenblut sie hingießen, ob fremdes oder ihres. –

Es war Don Gaspard.

(3,37; 4. Zykel)

Text 23 Albano vor der Begegnung mit Liane

Er verzagte schon an ihrer nur vorgestellten Erscheinung „als alle Fontänen vor dem Monde rauschende Kränze aus Flittersilber aufwarten. Albano blickte hinaus Liane stand droben im Mondenschimmer hinter dem flatternden Wasser. Welche Erscheinung! – Er riß die Laubenzweige an seinem Angesichte auseinander und schauete unbedeckt und atemlos an die heilig-schöne Gestalt! Wie griechische Götter überirdisch vor der Fackel stehen und blicken, so glänzte Liane vor dem Monde, von dem umherrinnenden Widerscheine der silbernen Regenbogen beschattet, und der selige Jüngling sah die junge offne stille Marienstirn bestrahlt, auf der noch kein Unmut und keine Spannung eine Welle geworfen – und die dünne, zarte, kaum gebogene Augenbraunen-Linie – und das Angesicht, gleich einer vollendeten Perle oval und weiß – und die losgeringelte Locke, auf den Maienblümchen an ihrem Herzen liegend – und den feinen Grazienwuchs, der wie die weiße Bekleidung die Gestalt zu erhöhen schien – und die idealische Stille ihres Wesens, mit der sie statt des Arms nur die Finger auf das Geländer legte, gleichsam als schwebte die Psyche nur über der Lilienglocke des Körpers und erschütterte und beuge sie nie – und die großen blauen Augen, die sich, indes das Haupt ein wenig sank, unaussprechlich-schön aufschlugen und sich in Träume und in ferne, unter Abendröten widerglänzende Ebenen zu verlieren schienen. –

– Du überglücklicher Mensch! – Dir erscheint die einzige sichtbare Göttin, die Schönheit, so plötzlich mit ihrer Allmacht und von allen ihren Himmeln begleitet, und die Göttin gibt dir den Wahnsinn – die Gegenwart mit ihren Gestalten wird dir unbekannt – die Vergangenheit vergeht – die nahen Töne ziehen aus tiefer Ferne her – die überirdische Erscheinung überfüllt und überwältigt mit Glanz die sterbliche Brust! –,

Sie können hier innehalten – oder aber den 35. Zykel zu Ende lesen!

„Ach warum durfte durch diesen hohen reinen Himmel eine tiefe kalte Wolke ziehen? – Ach warum fandest du die Himmlische nicht früher oder später? – Und warum mußte sie selber dich an ihren Schmerz erinnern? –

Denn Liane – in deren überflortes Auge nur ein starkes Licht durchsickern konnte – suchte den Mond, den seine eigne Aurora ein wenig verhing, mit dem wiegenden Kopfe irrend auf, weil sie dachte, ein Lindengipfel verdecke ihn; – und dieses Wan-

ken malte ihm ihr Unglück so plötzlich mit tausend Farben! Ein schneller Schmerz zertrat seine Augen, daß Tränen daraus sprützten und Funken, und das Mitleiden schrie in ihm: »O du unschuldiges Auge, warum wirst du verhüllt? Warum wird dieser dankbaren frommen Seele der Mai genommen und die ganze Schöpfung? – Und sie wirft vergeblich den Blick der Liebe auf die Mutter und auf die Freundin und – o Gott! – sie weiß nicht, wo sie stehen.« –

Aber der Vorhang des Mondes flatterte bald seitwärts, und sie lächelte den Schimmer heiter an, wie der blinde Milton in seinem ewigen Gesange die Sonne oder wie ein Irdischer den ersten Glanz nach dem Leben. –

Eine Nachtigall, die bisher, zwischen weiten Blumen einem leuchtenden Würmchen nachhüpfend, den Tönen im Zimmer nur mit einzelnen Wildrufen und Nachschlägen der Freude geantwortet hatte, flog Lianen näher, und die geflügelte Zwergorgel riß auf einmal alle Flötenregister heraus, daß Liane im Vergessen ihrer Blindheit niederblickte und Albano erschrocken zurücktrat, als sehe sie auf ihn. Da wurde unter den Tönen des Bruders und der Nachtigall ihr blasses, gleich der weißen Federnelke auf den Wangen leicht gerötetes Angesicht zart vom matten Blütenrot der Rührung überdeckt – die Augenlider zuckten öfter über die glänzenden Augen hin – und endlich wurde der Glanz eine ruhige Träne – es war keine des Schmerzes noch der Freude, sondern jene sanfte, worein die Sehnsucht des Herzens überquillt, wie im Frühling überfüllte Zweige unverwundet weinen. –

– Im Menschen wohnt ein rauher blinder Zyklope, der allemal in unsern Stürmen zu reden anfängt und uns Zertrümmerung anrät; furchtbar regte sich jetzt in Zesara die ganze aufgewachte Kraft der Brust, der wilde Geist, der uns auf Kuntursfittichen vor Abgründe schleppt, und der Zyklope rief laut in ihm: »Stürze hinaus – knie vor sie – sag ihr dein ganzes Herz – was ists, wenn du dann auf ewig verloren bist, hast du nur einen Laut dieser Seele vernommen – und dann kühle und opfere dich in den kalten Quellen zu ihren Füßen.« – Wahrlich er düstete nach dem frischen Bassin, worein die Fontänen zurücksprangen – – Aber ach vor dieser Sanften, vor dieser Gequälten und Frommen! – »Nein,« sagte der gute Geist in ihm, »verwunde sie nicht wieder wie ihr Bruder – o schone, schweige, ehre; dann liebst du sie.«

Hier trat er heraus in die erleuchtete Erde wie in einen Himmelssaal und nahm den offenen Sonnenweg, aber leise, vor den Fontänen vorüber. Als er vor ihr vorbeiging, brach auf einmal die Arkade aus Tropfen, die sie halb vergittert hatte, zusammen, und Liane stand wolkenlos wie eine reine Luna ohne Nebel-Hof im tiefen Himmelsblau; eine glänzende Lilie[Fußnote] aus der zweiten Welt, die sich selber das Zeichen ist, daß sie bald in diese fliehe. – – O sein Herz voll Tugend empfand erschüttert die Nähe der fremden; und mit allen Zeichen der tiefsten Verehrung ging er vor dem ruhigen Wesen vorüber, das sie nicht bemerken konnte.

Erst als ihm mit jedem Schritte ein Himmel entfallen war und er endlich keinen mehr hatte als den über sich: wurd' er ganz sanft und freuete sich, daß er nicht kühner gewesen. – Wie glänzt ihm jetzt die Erde, wie nähert sich ihm der Sonnenhimmel, wie liebt sein Herz! – O noch nach vielen Jahren einst, wenn dieser *glühende* Rosengarten der Entzückung schon weit hinter deinem Rücken liegt, wie wird er dir, wenn du dich umwendest und darnach blickst, so sanft und magisch als ein *weißes* Rosenparterre der Erinnerung nachschimmern! –,

Text 24 Lianes Wirkung auf Albano im Park Lilar

„Die Seele des Jünglings wurde in das heilige Feuer geworfen, wie Asbestpapier zog er sie ausgelöscht und unbeschrieben heraus, ihm war, als wiss' er nichts, als sei er *ein* Gedanke, und hier trat ihn auf eine wunderbar neue Weise das Gefühl an: das ist die Welt, du bist auf der Welt – er war *ein* Wesen mit ihr – alles war *ein* Leben, Wolken und Menschen und Bäume. – Er fühlte sich von unzähligen Polypenarmen ergriffen und zugleich mit ihnen verschlungen und doch fortrinnend im unendlichen Herz.

Trunken kam er vor seine Wohnung, von welcher sich ihm der kleine Pollux den Berg herab entgegenrollte, um ihn zum Essen zu rufen. Im Häuschen wurde das, was er meinte, ausgesprochen von der Äolsharfe am offenen Fenster. Indes das Kind mit den Fäustchen auf dem Klaviere nachdonnerte und die Vögel aus den Bäumen freudig dareinschrien: so fuhr der Weltgeist durch die Äols-Saiten jauchzend und seufzend, regellos und regelmäßig, spielend mit den Stürmen und sie mit ihm; und Albano hörte, wie die Ströme des Lebens rauschten zwischen den Ufern der Länder – und durch die Blumen- und Eichenadern – und durch die Herzen – um die Erde, Wolken tragend – und den Strom, der durch die Ewigkeit donnert, goß ein Gott aus unter dem Schleier – –, (Hanser 3, 333f., 64. Zykel). Der ganze Zykel →[http://: gutenberg.spiegel.de / Jean Paul / Titan \(Kapitel 73\)](http://gutenberg.spiegel.de/Jean_Paul/Titan_(Kapitel_73))

Text 25 Speners Ansichten über Möglichkeiten und Grenzen der Liebe

Der alte Mann erfreuete sich über die Teilnahme der jungen Leute und blieb mit ihnen auf der blühenden und lärmenden Anhöhe, welche zwischen einer weiten Landschaft und zwischen den reichbeladen ins Elysium hineinlaufenden Bergrücken thronte. Sie ließen ihn, da zu ihm wie zu einem, der im Luftschiff aufsteigt, die Töne der Erde nicht so weit nachrichten als die Gestalten, mehr reden als hören, wie man Alte schonet.

Er sprach bald von dem, worin sein Herz atmete und lebte; aber in einer sonderbaren, halb theologischen, halb französischen, Wolffianischen und poetischen Sprache. Man sollte von manches Schwärmers Poesie und Philosophie statt der Verbal- Realübersetzungen geben, damit man sähe, wie die goldreine Wahrheit unter allen Hüllen

glühe. Spener sagt in meiner Übersetzung: »er habe sich sonst, eh' er das Rechte gefunden, in jeder menschlichen Freundschaft und Liebe gemartert. Er habe, wenn er inbrünstig geliebt wurde, zu sich gesagt, daß er sich selber ja nie so ansehen oder lieben könne; und ebenso könne ja das geliebte Wesen nicht so von sich denken wie das liebende, und wär' er noch so vollkommen oder so eigenliebig. Sähe jeder den andern an wie er sich: so gäb' es keine feurige Liebe. Aber jede fordere einen unendlichen Wert und sterbe an jedem unauflöslichen, deutlich erkannten Fehl; sie hebe ihren Gegenstand aus allen heraus und über alle und verlange eine Gegenliebe ohne Grenze, ohne allen Eigennutz, ohne Teilung, ohne Stillstand, ohn' Ende. Da sei ja das göttliche Wesen, aber nicht der flüchtige, sündige, wechselnde Mensch. Daher müsse sich das liebeskranke Herz in den Geber dieser und jeder Liebe selber, in die Fülle alles Guten und Schönen, in die uneigennützig, unbegrenzte All-Liebe senken und darin zergehen und aufleben, selig im Wechsel des Zusammenziehens und Ausdehnens. Dann sieht es zurück auf die Welt und findet überall Gott und seinen Widerschein – die Welten sind seine Taten – jeder fromme Mensch ist ein Wort, ein Blick des All-Liebenden; denn die Liebe zu Gott ist das Göttliche, und ihn meint das Herz in jedem Herz.« – –

»Aber« – (sagte Albano, dessen frisches energisches Leben aller mystischen Vernichtung widersträubte) – »wie liebt uns denn Gott?« – »Wie ein Vater sein Kind, nicht weil es das beste ist, sondern weil es ihn braucht.«[Fußnote] – »Und woher« (fragt' er weiter) »kommt denn das Böse im Menschen und der Schmerz?« – »Vom Teufel«, sagte der Greis und malte ununterbrochen mit verklärter Freude den Himmel seines Herzens aus, wie es immer umgeben sei vom all-geliebten All-Liebenden, wie es gar kein Glück und keine Gaben von ihm begehre (die man nicht einmal in der irdischen Liebe wünsche), sondern nur immer höhere Liebe gegen ihn selber, und wie es, indem der Abendnebel des Alters immer dichter um seine Sinne ziehe, sich im Lebens-Dunkel immer fester von den unsichtbaren Armen umschlungen fühle. »Ich bin bald bei Gott!« sagt' er mit einem Glanze der Liebe auf dem vom Leben erkälteten und unter den Jahren einbrechenden Gesicht. Man hätt' es ausgehalten, ihn sterben zu sehen. (Hanser 3,343, Z. 22-345, Z. 2)

Text 26 Der Liebesbund

Der Liebesbund, zu dem auch Rabette, die Schwester und Freundin Liane gehört, wir besiegelt:

„Wie selig-ahnend traten sie wieder heraus vor die Sphinx der Nacht, welche lächelnd mit sanften Sternensblicken vor ihnen lag. Gingen sie nicht durch eine stille, dämmernde Unterwelt, leicht und frei ohne die schwere, klebende Erde an den Füßen, und im weiten Elysium flattert nur der warme Äther, weil ihn unsichtbare Psy-

chen mit ihren Flügeln schlagen? Und aus dem Flötentale sendet ihnen der Greis seine Töne als süße Liebespfeile nach, damit das schwellende Herz an ihren Wunden selig blute. – Albano und Liane kamen vor eine Aussicht, wo die weite Morgenlandschaft mit den Lichtstreifen von blühenden Mohnfeldern und mit dunkeln Dörfern an die sanften Gebirge hinanstieg, wo der Mond aufwachte und der Glanz seines Gewandes schon wie der eines Geistes durch den Himmel streifte – hier blieben sie, auf die Luna wartend, stehen. Albano hielt ihre Hand. Alle Gebirge seines Lebens standen im glühenden Morgenrot. »Liane,« (sagt' er) »so unzählige Frühlinge sind jetzt droben auf den Welten, die herunterhängen; aber dieser ist der schönste.« – »Ach das Leben ist lieblich, und heute wird es mir zu lieb. – Albano,« (setzte sie leise dazu, und ihr ganzes Angesicht wurde eine erhabne tränenlose Liebe, und die Sterne webten und stickten ihr Brautkleid) »wenn mich Gott fodert, so lass' er mich dir immer erscheinen wie mir Karoline; o wenn ich dich nur so durch dein ganzes liebes Leben begleiten und trösten und warnen könnte, ich wünschte gern keinen andern Himmel.«

Aber als er die Fülle seiner Liebe und den zürnenden Schmerz über den Todeswahn aussprechen wollte, so kam sein wilder Freund, der, wie ein Vesuv Lava- und Regenströme zugleich über die gläubige Rabette ausgießend, ihr und sich das Herz nur voller, nicht leichter gemacht; da sah Karl die verherrlichten Menschen an und den blauen Horizont, wo schon der Mond seinen Schimmer zwischen den festen Mastspitzen und Gipfeln vorauswarf, und blickte wieder in den Glanz der heiligen Liebe. – – Da konnt' er sich nicht länger halten, sein qualvolles Herz stieg wie zu Gott auf zu einem ewigen Entschluß, und er umfaßte Albano und Rabette und sagte: »Geliebter! – Geliebte! – behaltet mein unglückliches Herz!« –

Rabette umklammerte ihn mitleidig wie eine Mutter das Kind und gab ihm heißweinend ihre ganze Seele hin. – Albano umschloß staunend den Liebesbund. – Liane wurde vom Strudel der Wonne an die geliebten Herzen gezogen. – Ungehört riefen die Flöten fort, ungesehen wehten die weißen Fahnen der Sterne darüber. – Karl sprach wahnsinnige Worte der Liebe und wilde Wünsche des Freuden-Todes. – Albano berührte bebend Lianens Blumenlippe, wie Johannes Christum küßte, und die schwere Milchstraße bog sich wie eine Wünschelrute hernieder zu seinem goldnen Glück. – Liane seufzte: »O Mutter, wie sind deine Kinder glücklich.« – Der Mond war schon wie ein weißer Engel des Friedens in das Blau geflogen und verklärte die große Umarmung; aber die Seligen merkten es nicht. Wie ein Wasserfall überdeckte sie brausend das reiche Leben, und sie wußten es nicht, daß die Flöten schwiegen und alle Hügel glänzten.“ (Hanser 3, 350, Z.32-352. 66. Zykel)

Anregung:

Im Blick auf Albanos Erfahrungsprozess schreibt Golz (1996, S. 137):

„Was er [...] seinen Traumgängen durch Lilar im eigentlichen verdankt, ist das Bewusstsein der eigene Subjektivität und von deren Ort in der Welt.“

Wie könnte dieses Ergebnis begründet sein?

Wie wäre eine solche Subjektivität zu verstehen?

Text 27 Albanos innerer Kampf

„In der Tat mit so viel Jugend – Sommerwetter Unschuld – Freiheit – schöner Gegend und hoher Liebe und Freundschaft lasset sich wohl schon unten auf der Erde etwas dem Ähnliches zusammensetzen, was man oben im Himmel einen Himmel nennt; und eine Himmelskarte, ein Elysiums-Atlas, den man davon mappierte, würde wohl nicht anders aussehen als so: vorne ein langes Hirtenland mit zerstreuten Lustschlössern und Sommerhäusern – ein Philanthropistenwäldchen in der Mitte – die Taborsberge oben mit Sennen – lange Kampanertäler – darauf der weite Archipelagus mit Peters-Inseln – drüben die Ufer eines neuen festen Hirtenlandes, ganz bedeckt mit Daphnischen Hainen und Alkinous-Gärten – dahinter wieder das weit hineinlaufende Arkadien u. s. w.

Alles, was nun Albano von Philosophie und Stoizismus in sich hatte – denn er hielt das, was ihm der Arm aus den Wolken gab, für Ausbeute des eignen –, wandte er an, um durch sie seiner Entzückung das Maß, das sie geben, zu nehmen. Mäßigen, sagt' er, sei nur für Patienten und Zwerge; und alle jene bekümmerten, gleichschwebenden Temperaturisten und Taktmesser hätten, es sei in der Ausbildung einer Freude oder eines Talents, mehr sich als der Welt genützt, hingegen ihre Antipoden mehr der Welt als sich.[Fußnote]

Er brachte sich sehr gute Grundsätze vor das Auge: der Mensch, sagt' er, ist frei und ohne Grenze nicht in dem, was er machen oder genießen, sondern in dem, was er entbehren will; *alles* kann er, wenn er *will*, entbehren *wollen*.“

Fußnote „Jede partiale Ausbildung wirkt freilich für das Ganze gut, aber nur darum, weil dessen entgegengesetzte partiale sie in einer höheren Gleichung und Summe aufhebt, so daß aus allen einzelnen Menschen nur die Glieder eines einzigen Riesen werden [...]. Aber insofern in dem einen Individuum ein Mangel entsteht, der einem entgegengesetzten in dem andern abhilft – so daß der Weg der Menschheit gleich sehr plagt und stößet durch Vertiefung und durch Erhöhung -, so sieht man, daß jede einseitige Fülle nur Kur der Zeit ist, nicht Gesundheit derselben; und daß das höhere Gesetz zwar langsamere individuelle, aber harmonische Ausbildung bleibt; zwar kleinere, aber allseitige und dadurch in der späteren Zeit schnellere. Wir vergessen immer, daß – wie in der Mechanik sich Kraft und Zeit gegenseitig ergänzen – die Ewigkeit die unendliche Kraft sei.“

Text 28 Lianes Tod

„Vom Schmerz belastet und gebückt, trat er leise hinein. In einem Krankenstuhl ruhte eine weißgekleidete Gestalt mit weißen, tiefen Wangen und aneinandergelegten Händen und lehnte den Kopf, den ein bunter Grasblumenkranz umzog, an die Seitenlehne. Es war seine vorige Liane. »Sei mir willkommen, Albano!« sagte sie mit schwacher Stimme, aber mit dem alten, aufgehenden Sonnen-Lächeln und reicht' ihm die mühsam gehobne Hand entgegen; das schwere Haupt konnte sie nicht erheben. Er trat hin, sank auf die Knie und hielt die teure Hand, und die Lippe zitterte stumm. »Sei mir recht willkommen, mein guter Albano!« wiederholte sie noch zärtlicher in der Meinung, er hab' es das erstemal wohl nicht gehört; und alle Tränen seines Herzens riß die bekannte wiederkommende Stimme in *einem* Regen nieder. »Auch du, Liane!« stammelte er noch leiser. Mühsam ließ sie ihr Haupt auf die andere, ihm nähere Lehne herüberfallen; da schaueten ihre lebensmüden blauen Augen recht nahe seine feurigen nassen an; wie fanden beide ihr Angesicht von *einem* langen Schmerz entfärbt und veredelt! Rotwangig und vollblühend und Schmerzen tragend war Liane in das kalte fremde Totenreich der schweren Prüfung für die höhere Welt gegangen, und ohne Farbe und ohne Schmerzen war sie wiedergekommen und mit himmlischer Schönheit auf dem irdisch-verblühten Gesicht – Albano stand vor ihr, auch bleich und edel, aber er brachte auf dem jungen kranken, eingefallnen Angesicht die Kämpfe und die Schmerzen zurück und im Auge die Lebens-Glut.

»Gott, du hast dich verändert, Albano« – fing sie nach einem langen Blicke an – »Du siehst ganz eingefallen aus – Bist du so krank, Lieber?« – fragte sie mit der alten Liebes-Bekümmernis, die ihr weder der fromme Vater noch der letzte Genius, der den Menschen erkaltet gegen das Leben und Lieben, eh' er es entrückt, aus dem Herzen nehmen konnten. – »O, wollte Gott! – – Nein, ich bins nicht«, sagte er und erstickte aus Schonung den innern Sturm; denn er hätte so gern seinen Jammer, seine Liebe, seinen Todes-Wunsch ausgerufen vor ihr mit einem tödlichen Schrei, wie eine Nachtigall sich zu Tode schmettert und vom Zweige stürzt.

Ihr erkältetes Auge ruhte, sich erwärmend, lange auf seinem Angesicht voll unaussprechlicher Liebe, und sie sagte endlich mit schwerem Lächeln: »So liebst du mich also wieder, Albano! – Du hattest dich auch in Lilar ganz geirrt. Erst nach langer Zeit wird mein Albano es erfahren, warum ich von ihm gewichen bin, nur zu seinem Wohl. Heute, heute an meinem Sterbetage sag' ich dir, daß mein Herz dir treu geblieben. – Glaub es mir! – Mein Herz ist bei Gott, meine Worte sind wahr – Sieh! darum bat ich dich heute zu mir – denn du sollst sanft, ohne Reue, ohne Vorwurf auf deine erste Jugendliebe herübersehen in deinem künftigen langen Leben. – Heute wirst du nicht böse über die kleine Linda, daß sie vom Sterben spricht – Siehst du wohl, daß ich damals recht hatte? – Hole mir das Blatt dort!« –

Er gehorchte; es war ein mit zitternder Hand gemachter Umriß von ihr, der Lindas edeln Kopf vorstellte. Albano sah das Blatt nicht an. »Nimm es zu dir«, sagte sie; er tat es. »Wie bist du so willig und gut!« (sagte sie) »Du verdienst Sie – ich nenne sie dir nicht – als den Lohn deiner Treue gegen mich. Sie ist deiner würdiger als ich, sie blüht wie du, siecht nicht wie ich; aber tu ihr nie unrecht – Deine Liebe zu ihr ist mein letzter Wunsch – Wirst du mich betrüben, festes Gemüt, durch ein heftiges Nein?« –

»Himmels-Seele!« – (rief er und blickte sie bittend an und brachte ihr das Totenopfer des erstickten Neins) »ich antworte dir nicht – Ach vergib, vergib der frühern Zeit!« – Denn nun sah er erst, wie demütig, leise und doch innig die zarte, stille Seele ihn geliebt, die noch jetzt im zerfallenden Körper ganz wie an Lilars schönen Tagen sprach und liebte, so wie die schmelzende Glocke im brennenden Turm noch aus den Flammen die Stunden tönt.

»So lebe nun wohl, Geliebter!« (sagte sie ruhig und ohne Träne, und ihre matte Hand wollte seine drücken) »Reise glücklich in das schöne Land! – Habe ewigen Dank für deine Lieb' und Treue, für die tausend frohen Stunden, die ich dort erst verdienen will[Fußnote], für Lilars schöne Blumen [...]– – Was wollt' ich dir sagen, Albano? Mein Lebewohl! Verlasse meinen Bruder nicht! – O, wie du weinst! Ich will noch für dich beten!« (Hanser, 3, 532-539, 96. Zykel):

Die gesamte Schilderung finden Sie unter →[http://gutenberg.spiegel.de/Jean Paul/Titan/Kapitel 110](http://gutenberg.spiegel.de/JeanPaul/Titan/Kapitel110)

Die Bitte an Albano, Roquairol nicht zu verlassen, ist angesichts dessen wahren Charakters für Albano eine Zumutung – doch er ist ja auch selbst ein Teil Roquairols.

Text 29 Roquairol tritt auf

„Plötzlich durchbrach die schwarze Kette ein bunter glänzender Ritter, Roquairol auf dem paradierenden Freudenpferde, und erschütterte unsre zwei Menschen, und keinen weiter. Ein blasses eingestürztes Angesicht, vom langen innern Feuer verglasert, von allen Jugendrosen entblößet, aus den Demantgruben der Augen unter dem schwarzen Augenbraunen-Überhange blitzend, ritt in einer tragischen Lustigkeit daher, deren Linien-Geäder sich unter den frühen Runzeln der Leidenschaft verdoppelte. Welch ein Mensch voll verlebten Lebens! – Nur Hofleute oder sein Vater konnten dieses tragische Frohlocken zu einer schmeichlerischen Freude über die neue Regierung herabsetzen; aber Albano nahm ihn ganz in sein Herz hinein und wurde bleich vor inniger Bewegung und sagte: »Ja, er ists! – O guter Schoppe, er wird gewiß unser Freund, dieser zerrissene Jüngling.“ ((Hanser, 3, 228; 47. Zykel))

Text 30 Roquairol provoziert

„Nun war er bei dem häßlichen Wonnemonatswetter bloß in seinem grauen Husarenmantel – daheim sein Schlafrock – und mit niedergetretenen Schuhen ans Wasser gegangen; zu Hause hatt' er sich vorher ordentlich ausgezogen, um am Gestade sogleich fertig zu sein. Die Trauerkompagnie, die ihn mit seinem schnellen Schritte am Wasser gehen und endlich alles zurückwerfen und hineinspringen sah, mußte glauben, der Mensch wolle sich ertränken, und rannte vereinigt seinem Badeorte zu, um ihn nicht zu lassen. »Ersäuf' Er sich nicht!« schrie die Trauer-Negerei von weitem. Er ließ sie erst heran, um mit ihr näher aus der Sache zu reden: »Ich nehme noch Vernunft an, ob ich gleich schon im Wasser stehe; aber lasset euch auch bedeuten, lieben *Kerstene* insgemein, denn so hieß man zu Karls Zeiten die Christen! Ich bin ein armer Sakramenter und erinnere mich kaum, wovon ich bisher lebte, so blutwenig wars. Was ich in der Welt nur anfang, dabei war kein Segen, sondern Krebsgang hinten und vorn. Ich legte in Wien ein hübsches Magazin von Schnepfendreck an, aber ich setzte nichts ab, aus Mangel an Schnepfen. – Ich griffs am andern Ende an und hausierte in Karlsbad für große Herren, die sonst auf jeden Bettel und Sessel ein Gemälde setzen, mit hübschen Kupferstichen für den Abtritt, damit sie da statt des bloßen gedruckten Papiers etwas Geschmackvolles hätten zum Verbräuche; behielt aber die ganze Suite auf dem Halse, weil die Manier zu hart war und nicht idealisch genug. – In London macht' ich Reden voraus (denn ich bin ein Gelehrter) für Menschen, die gehangen werden und doch noch etwas sagen wollen; ich trug sie den reichsten Parlamentsrednern und selber Spitzbuben von Buchhändlern an, hätte aber die Reden beinah selber gebraucht. – Ich hätte mich gern vom Vomieren genährt[, aber dazu gehört Fond. – Ich suchte einmal bei einem gräflichen Regimente als Notenpult unterzukommen, weils bei der Wachtparade dumm aussieht, daß jeder einen musikalischen Lappen auf der Schulter hängen hat, den der andre vom Blatte spielt; ich wollte für ein wenig alle Musikalien an mir tragen und mit den Noten vor ihnen stehen, aber der Premier-Leutnant (er sitzt zugleich in der Regierung und Kammer) glaubte, die Pfeifer würden lachen, wenn sie bliesen. So ging mirs von jeher, teure Kerstene; aber trabt nicht auf meinem teuern Mantel herum! – Zum Unglück schritt ich gar in die Ehe mit einer mit eingeschmolzenen Siegeln ausgestatteten Wienerin, namens Praenumerantia Elementaria Philanthropia [Anmerkung] – ihr wisset nicht, was es zu deutsch heißt –, einem wahren Höllenbesen, der mich wie einen Parforcehirschen hier ins Schilfrohr hereingehetzt. Kerstene, ich blamiere mich im Wasser, wenn ich mit unserm Wehestande ganz herausgehe; kurz meine Philanthropia war vor der Ehe wie die Stacheln eines neugebornen Igels weich, aber in der Ehe, als das Laub herunter war, sah ich wie auf Bäumen im Winter ein Raben- und Teufels-Nest nach dem andern. Sie zog sich stets so lange an, bis sie sich wieder ausziehen mußte – wenn ein Fehler an mir oder den Kindern gehoben war, zank-

te sie noch ein wenig fort, wie man sich noch fort erbricht, wenn das emeticum und alles schon heraus ist – sie gönnte mir wenig, und hätt' ich ein Fontanell gehabt, sie hätte mir die frische Erbse vorgerückt, die ich jeden Tag hätte hineinlegen müssen – kurz wir wollten beide verschieden hinaus, der Rungnagel der Liebe war ausgezogen, und ich fuhr mit den Vorderrädern ins Wasser herein, und meine Praenumerantia hält mit den Hinterrädern zu Hause. – Seht, meine Weiber, darum tu' ich mir mein Leid an – der Atzmann hätte mich ohnehin bei der Kehle gegriffen –; spiegelt euch aber! Denn wenn ein Mann, der ein Gelehrter ist und darum, weil ihr von *Fichten* noch wisset, als angestellter Aufseher, Lehrherr und Mentor des Menschengeschlechts herumgeht, vor seiner Frau ins Wasser springt und seine Ephorie und Hofmeisterstelle fahren lässt: so könnt ihr schließen, wozu eure Männer, die sich mit mir gar nicht messen dürfen in der Gelehrsamkeit, kapabel sind, falls ihr solche Pränumerantien, Elementarien und Philanthropien seid, wie ihr leider das Ansehen habt. – – Aber« (beschloß er plötzlich, da er Albano und den Doktor sah) »schert euch fort, ich will ersaufen!« – –, (Hanser 3, 235-237)

Erklärungen:

Vomieren bedeutet: Erbrechen.

Die Anmerkung Jean Pauls lautet: „So geschmacklos wollte Basedow [ein berühmter zeitgenössischer Pädagoge] eine Tochter zum Andenken des auf Pränumeration erscheinenden (d.h. Subskription) Elementarwerks taufen lassen.“

Atzmann: „So heißt an einigen Orten die Schwindsucht“

Text 31 Phantasie als Kennzeichen des Individuums, des Ichs, der Identität

Bekanntlich gehört Phantasie, heute oft als „Kreativität“, „Intuition“ bezeichnet, zu den Kennzeichen der Menschen, die als große, ja geniale, aber vor allem als offene, unverwechselbare und freie Persönlichkeiten gepriesen werden.

Andreas Sentker nennt in einem Artikel der ZEIT (Nr. 42, S. 37, 13.10.2011) „sieben Zutaten für große Geister“, für „Weltveränderer“:

Bildung – Kreativität – Inspiration – Intuition – Unabhängigkeit – Beharrlichkeit – Glück

Es scheint, dass „Phantasie“ hier fehlt oder sich in andere „Zutaten“ zerlegt sieht, sich ihr „Wesen“ deutlich gebundener erfährt von Bedingungen: gar ein „Ausbildungsprogramm“?

Jean Paul verankert jedoch auch Phantasie im Zusammenspiel mit anderen Fähigkeiten – und unterscheidet dann noch verschiedene Ausprägungen oder Schattierungen:

„Einbildungskraft ist die Prose der Bildungskraft oder Phantasie. Sie ist nichts als eine potenzierte hellfarbigere Erinnerung [...] Aber etwas Höheres ist die Phantasie oder Bildungskraft, sie ist die Welt-Seele der Seele und der Elementargeist der übrigen Kräfte, z.B. des Witzes, des Scharfsinns usw. [...].“

Jean Paul. Werke Fünfter Band. Vorschule der Ästhetik – Levana oder Erziehlehre – Politische Schriften. München 1963, S. 47 (aus § 6 und § 7 der Vorschule der Ästhetik)

Einbildungskraft, über die auch schon der Philosoph Kant nachdachte, meint nicht einen Egoismus, etwas zu können (und daran zu scheitern), sondern eine Kraft der inneren Vorstellung – aufgrund von erinnerten Erfahrungen werden sie erneuert und gefestigt, „eingebildet“, die die Spur in nassen Ton vielleicht.

Vielleicht kann man sagen, das ist die Wendung der Phantasie in die Vergangenheit (des eigenen Lebens z.B.)

Bildungskraft hingegen ist eine Kraft, Neues zu machen. Wer aber bestimmt, dass dieses Neue tragfähig, verantwortlich, zu bewundern oder als bloß witziges Spiel oder gar als Unsinn zu kritisieren wäre?

Vielleicht kann man sagen, das ist die Wendung in die Zukunft – in das Noch-nicht, entweder auf der Ebene der Zeit: was – erhofft oder befürchtet - kann im Leben noch kommen oder im Blick auf ein Jenseits der Zeit, wie Jean Paul dies vom hohen Menschen erwartet.

Erkennbar sollte sein, dass Phantasie immer mit **dem Realen**, der Wirklichkeit zu tun hat. Gemeint sein kann einmal eine Wendung weg von der negativ gesehenen Realität und vor allem deren dogmatischen Grenzen, zum anderen aber hin auf eine neue Realität, die durch die Tätigkeit der Phantasie verändert wird.

Phantasie als das Fiktive, das sich zurückwendet an die Realität, um sie zu verändern:
 Hier werden literarische Gestalten zu Vorbildern, vielleicht sogar zu moralischen Prüfern.
 Phantasie als schweifender Spielgeist, der sich eine neue Form sucht – das Imaginäre:
 Hier werden auch die Weisen der Darstellung verändert, um die Wahrnehmung zu schärfen, überlassen aber die Folgen dem Betrachter.

Phantasie als leeres Tun, das Ich-Bespiegelung und Bindungslosigkeit bedeutet:
 Hier bleibt alles Phantastische nur Nervenkitzel oder Provokation ohne Folgen, ist gewissermaßen nur schlecht, nur Schund.

Anregungen:

Diskutieren Sie an aktuellen Beispielen, etwa auch an künstlerischen und wissenschaftlichen oder technischen Aktivitäten, welche Vorstellung von Phantasie und Kreativität Sie kennen, welche vertreten werden.

Sie erkennen sicher, dass in den Aufzählung von Sentker auch „äußere Einflüsse“ eine Rolle spielen: Bildung gehört dazu, Inspiration ebenso, wenn man sie versteht als die Einsicht, dass man in allem auf den Schultern von Früheren, von Anregungen steht.

Wichtig wäre dann zu fragen: Wie werden solche Fähigkeiten zu einer Stabilisierung des „Ich bin ein Ich?“

Diskutieren Sie im Vergleich dazu die Vorstellungen von Phantasie bei Jean Paul.

Text 32 Charakterisierung Roquairols in drei Abschnitten

(1)

„Roquairol ist ein Kind und Opfer des Jahrhunderts. Wie die vornehmen Jünglinge unserer Zeit so früh und so reich mit den Rosen der Freude überlaubt werden, daß sie wie die Gewürz-Insulaner den Geruch verlieren und nun die Rosen zum Sybariten-Polster unterbetten, Rosensirup trinken und in Rosenöl sich baden, bis ihnen da-

von nichts zum Reiz mehr dasteht als die Dornen; so werden die meisten – und oft dieselben – von ihren philanthropischen Lehrern anfangs mit den *Früchten* der Erkenntnis vollgefüttert, daß sie bald nur die honigdicken Extrakte begehren, dann den Apfel-Wein und Birnmost davon, bis sie sich endlich mit den gebrannten Wassern daraus zersetzen. Haben sie noch dazu wie Roquairol eine Phantasie, die ihr Leben zu einem Naphthaboden macht, aus welchem jeder Fußtritt Feuer zieht: so wird die Flamme, worein die Wissenschaften geworfen werden, und die Verzehrung noch größer. Für diese Abgebrannten des Lebens gibt es dann keine neue Freude und keine neue Wahrheit mehr, und sie haben keine alte ganz und frisch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmut, Lebensekel, Unglauben und Widerspruch liegt um sie her. Nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche.

Armer Karl! – Du tatest noch mehr! Nicht bloß die Wahrheiten, auch die Empfindungen antizipierte er. Alle herrliche Zustände der Menschheit, alle Bewegungen, in welche die Liebe und die Freundschaft und die Natur das Herz erheben, alle diese durchging er früher in Gedichten als im Leben, früher als Schauspieler und Theaterdichter denn als Mensch, früher in der Sonnenseite der Phantasie als in der Wetterseite der Wirklichkeit; daher als sie endlich lebendig in seiner Brust erschienen, konnt' er besonnen sie ergreifen, regieren, ertönen und gut ausstopfen für die Eisgrube der künftigen Erinnerung. Die unglückliche Liebe für Linda de Romeiro, die ihn später vielleicht gestählet hätte, öffnete so früh alle Adern seines Herzens und badete es warm im eignen Blute; er stürzte sich in gute und böse Zerstreungen und Liebeshändel und stellte hinterher alles auf dem Papier und Theater wieder dar, was er bereuete oder segnete; und jede Darstellung höhnte ihn tiefer aus, wie der Sonne von ausgeworfenen Welten die Gruben blieben. Sein Herz konnte die heiligen Empfindungen nicht lassen, aber sie waren eine neue Schwelgerei, höchstens ein Stärkungsmittel (ein tonicum); und gerade von ihrer Höhe lief der Weg zu den Sümpfen der unheiligsten abschüssiger. Wie im dramatischen Dichter engelreine und schmutzige Zustände nebeneinander stehen und folgen, so in seinem Leben; er fütterte wie in Surinam die Schweine mit Ananas; gleich den ältern Giganten hatt' er hebende Flügel und kriechende Schlangenfüße.“ (Hanser 3,262f. :53. Zykel)

(2)

„Anfangs spielt' er auch mit ihm lügend wie mit sich, in der Redoute und im Tartarus. Er merkte bald, daß ihn der ländliche Jüngling vor eignen Strahlen falsch und geblendet sehe; aber er wollte lieber den Irrtum wahrmachen als benehmen. Die Menschen – und er – gleichen der Quelle der Sonne neben dem Tempel des Jupiter Ammon, die am Morgen nur kalt war, mittags lau, abends warm, mitternachts heiß; von den Tageszeiten hing er nun so sehr ab – wie der rüstige gesunde Albano so wenig, der sich daher vorstellte, ein großer Mann sei den ganzen Tag vom Aufstehen

bis zum Niederlegen groß, wie die Heraldiker dem Adler immer die Schwingen ausspreizen –, daß er selten am Morgen und meistens abends zu Albano ging, wenn die ganze Girandole seiner Kräfte und Gefühle brannte in dem Weingeist, den er vorher aus Flaschen zugegossen. – –

Aber kennt ihr die Arznei des Beispiels, die Heilkraft der Bewunderung und der seelenstärkenden Achtung? »Es ist schändlich von mir;« (sagte Roquairol) »ist er nicht so gläubig und offen und bieder? – Nein, die ganze Welt will ich belügen, nur seine Seele nicht! –« Solche Naturen wollen die Verheerung der Menschheit durch Treue gegen *einen* vergüten. Die Menschheit ist ein Sternbild, in welchem *ein* Stern oft die Hälfte des Bildes malet.

Von dieser Stunde an stand sein Entschluß der herzlichsten Beichte und Buße fest; und Alban, vor welchem das Leben noch nicht in einen Brei der Verwesung zerlief, sondern sich fest und scharf und organisch zergliederte und der nicht wie Karl klagte, daß ihn nichts recht erpacke und alles nur luftig umspüle, dieser sollte dessen kranken Wünschen Jugend wiederbringen, und mit dem unwandelbaren Sinn des reinen Jünglings und mit der Gefahr der Freundschaft wollte Roquairol sich zwingen, diesem das Wort der fruchttragenden Bereuung zu halten, das er sich selber zu oft gebrochen.“ (Hanser, 3,265f., 53. Zykel)

(3)

“Karl klebte bloß mit dem hängenden schweren Gefieder des Nachtvogels an den heitern Gestirnen um ihn: »Wohl dir,« sagt' er, »daß du so sein kannst und daß die Sphinx in deiner Brust noch schläft. Du weißt nicht, was ich will. Ich kannte einen Elenden, der sie recht gut schildern konnte. In der Brusthöhle des Menschen, sagt' er, liegt das Ungeheuer mit aufgehobenem Madonnengesicht auf seinen vier Tatzen und lächelt eine Zeitlang umher und der Mensch mit. – Plötzlich springt es auf, gräbt die Krallen in die Brust, zerschlägt sie mit dem Löwenschweif und den harten Flügeln und wühlt, drängt und tobt, und überall rinnt Blut an der zerritzten Brusthöhle. – Auf einmal legt es sich blutig wieder hin und lächelt wieder fort mit dem schönen Madonnenangesicht. O er sah ganz blutlos aus, der Elende, weil das Tier so von ihm zehrte und durstig an seinem Herzen leckte.«

»Greulich!« (sagte Albano) »und doch versteh' ich dich nicht ganz.« – – Der Mond hob jetzt sich und eine finster an seinen Seiten gelagerte Wolken-Herde empor und zog einen Sturmwind nach, der sie unter die Sterne jagte. Karl fuhr wilder fort: »Anfangs hatt' es der Elende noch gut, er hatte noch derbe Schmerzen und Freuden, rechte Sünden und Tugenden; aber als das Untier immer schneller lächelte und zerrieß und er immer schneller Lust und Pein, Gutes und Böses wechselte; und als Gottelästerungen und Kotbilder in seine Gebete krochen und er sich weder bekehren

noch verstecken konnte: da lag er in öder Verblutung in der lauen, grauen, trocknen Nebel-Masse des Lebens da und starb so durch das Leben fort.

Warum weinest du? Kennst du den Elenden?« – »Nein«, sagte Albano mild. – »Ich bins!« – »Du? – schrecklicher Gott, du nicht!« – »O, ich bins; und wenn du mich auch verachtetest, du wirst, was ich ... Nein, mein Unschuldiger, ich sag' es nicht. Sieh, jetzt steht die Sphinx wieder auf. O bete mit mir, hilf mir, daß ich nicht sündigen muß, nur nicht *muß*. Ich muß saufen, ich muß verführen, ich muß heucheln – ich heuchle jetzt –« Zesara sah das starre Auge, das bleiche zerrissene Gesicht und schüttelte liebend-entrüstet ihn mit beiden Armen und stammelte gerührt: »Das ist beim Allmächtigen nicht wahr; du bist ja so sanft und blaß und unglücklich und unschuldig.« –

»Rosenangesicht,« (sagte Karl) »ich scheine dir rein und hell wie der dort droben[Fußnote], aber er wirft wie ich den langen Schatten gegen den Himmel hinauf.«
 „– (Hanser 3, 273f.; 5. Zykel)

Vergleichen Sie auch den Abschnitt Text 29.

Text 33 Roquairols teuflische Verführungskünste

„Aus den Tropfen, welche die Harmonika aus Rabettens Herzen gezogen hatte, bereitet der alte Zauberer, das Schicksal, wie andere Zauberer aus Blut, vielleicht finstere Gestalten; denn Roquairol hatte es gesehen und sich über das Gefühl eines Herzens verwundert, das bisher mehr Arbeiten als Romane in Bewegung gesetzt hatten. Nun trat er ihr mit Anteil näher. Er hatte seit der Nacht des Schwurs sein Herz aus allen unwürdigen Ketten gezogen. In dieser Freiheit des Sieges ging er stolzer einher und streckte die Arme leichter und sehnsüchtiger nach edler Liebe aus. Er besuchte jetzt seine Schwester unaufhörlich; aber er hielt noch an sich. Rabette war ihm nicht schön genug neben der zarten Schwester, eine Bandrose neben einer von van der Ruysch; sie sagte selber naiv, sie sehe mit ihrer Dorf-Farbe im weißen Linon wie brauner Tee in weißen Tassen aus. Aber in ihren gesunden, noch nicht von tragischen Tropfen mattgebeizten Augen und auf den frischen Lippen glühte Leben, ihr kräftiges Kinn und ihre gebogene Nase drohten und versprachen Mut und Kraft, und ihr aufrichtiges Herz ergriff und verstieß entschieden und heftig. Er beschloß, sie zu – prüfen. Der Talmud[Fußnote] verbietet, nach dem Preis einer Sache zu fragen, wenn man sie nicht kaufen will; aber die Roquairols feilschen immer und gehen weiter. Sie reißen eine Seele wie Kinder eine Biene entzwei, um aus ihr den Honig zu essen, den sie sammeln will. Sie haben vom Aale nicht nur die Leichtigkeit, zu entschlüpfen, sondern auch die Kraft, den Arm zu umschlingen und zu zerbrechen.

Er ließ nun vor ihr alle blendenden Kräfte seines vielgestaltigen Wesens spielen – das Gefühl seiner Überlegenheit ließ ihn sich frei und schön bewegen, und das sorglose Herz schien nach allen Seiten offen – er kettete den Ernst an den Scherz, die

Glut an den Glanz, das Größte ans Kleinste so frei und die Kraft an die Milde. – Unglückliche! nun bist du sein; und er trägt dich von deinem festen Boden mit Raubschwingen in die Lüfte, und dann wirft er dich herab. Wie ein Gewächs am Gewitterableiter wirst du deine Kräfte reich an ihm entfalten und hinaufgrünen; aber er wird den Blitz auf sich und deine Blüten ziehen und dich entblättern und zerschlagen.

Rabette hatte einen solchen Menschen nie gedacht, geschweige gesehen; er drang gewaltsam in ihr gesundes Herz, und eine neue Welt folgte ihm nach. Durch Lianens Liebe gegen den Hauptmann ging ihre noch höher auf; und beide konnten von ihren Brüdern in freundlichem Wechsel sprechen. Die gute Liane suchte der Freundin mancherlei beizubringen, was sich schwer festsetzen wollte, besonders die Mythologie, welche ihr durch die französische Aussprache der Götter noch unbrauchbarer wurde. Sogar mit Büchern suchte Liane sie zusammenzubringen, so daß Lektüre ihr eine Art von Wochen-Gottesdienst wurde, dem sie mit wahrer Andacht beiwohnte und dessen Ende sie stets ergötzte. Durch alle diese Schöpfräder der Erkenntnis strömte Roquairols Liebe hindurch und half treiben und schöpfen. – Wie viele Errötungen flogen jetzt ohne allen Anlaß über ihr ganzes Gesicht! Das Lachen, womit sie sonst heiter war, kam jetzt zu oft und bedeutete nur ein unbeholfenes Herz, das seufzen will.

So stand ihr Verhältnis, als Karl einst scherzend hinter sie schlich und ihr die Augen mit einer Hand verdeckte, um ihr unter der Maske der brüderlichen Stimme sanfte schwesterliche Namen zu geben. Sie verwechselte die ähnliche Stimme, sie drückte inbrünstig die Hand, aber ihr Auge war heiß und naß. Da fand sie den Irrtum und floh mit der bedeckten Abend- und Morgenröte ihres Angesichts aus dem Zimmer. Jetzt schaute er Lianen, die ihn darüber tadelte, näher ins Auge, und auch ihres hatte geweint. Sie wollte ihm anfangs den Gegenstand der verschwisterten Rührung verhehlen; aber das fremde Nein war für ihn von jeher ein Hülfswort, ein Rückenwind, der ihn in den Hafen brachte. Liane wurde immer bewegter, endlich erzählte sie, daß Rabettens Berichte von Albanos Jugendgeschichte ihr die von der seinigen abgefodert und daß sie ihr die Sterbe-Nacht auf der Redoute gemalt und sogar sein blutiges Kleid gewiesen habe. »Und da weinte sie« (sagte Liane) »mit mir so herzlich, als wenn sie deine Schwester wäre. – O es ist ein liebes Herz!« Karl sah beide wie zwei Auen miteinander verbunden, nämlich durch den Regenbogen, der auf beiden mit Tropfen aufsteht; er zog sie mit dankender Liebe an die Brust. »Bist du denn glücklich?« fragte Liane mit einem Ton, der etwas Trübes weissagt.

Sie mußte ihr volles Herz aufschließen und ihm alles sagen – – staunend hörte er, daß ihr die ganze Tartarus-Nacht, worin die unbekannte Stimme Linda de Romeiro seinem Freunde zugesprochen, bekannt geworden. Durch wen? – Sie schwieg unerbittlich; er beruhigte sich, weil es doch nur Augusti sein konnte, der allein es wußte.

»Und nun glaubst du, du Herz vom Himmel,« (sagt' er) »ich und mein Seelenbruder könnten uns je raubend entzweien? O es ist all' anders, all' anders! – Er verflucht die After-Geister und den Zweck der Äfferei – o er liebt mich; und mein Herz wird am Tage glücklich sein, wo es seines wird.« Der vielfache rührende Sinn dieser letzten Worte löste ihn in eine heilige Wehmut auf.

Aber sie nahm sich mitten in der herzlichsten Ergießung wie aus Frömmigkeit der Geister an und sagte: »Sprich nicht so von Geister-Erscheinungen! Sie sind, das weiß ich. – Nur nicht zu fürchten braucht man sie. –« Sie hielt aber hier mit fester Hand den Schleier über ihren Erfahrungen fest, auch wußt' er längst, daß sie, ungeachtet ihres fast zuckend-weichen Gefühls, das sogar der Anblick der blauen Adern auf der Lilien-Hand wie eine Wunde scheuete, doch vor Toten und in den Geisterstunden der Phantasie unerwartet beherzt erschien.

Hinter den Wellen so verschiedener Art, die jetzt sein Herz auf- und abtrieben, war Rabette verdunkelt. Er brannte nun bloß nach der Stunde, wo er seinem Albano die sonderbare Verräterei des Lektors sagen konnte.“ (Hanser 3, S. 315-318; 60. Zykel)

Text 34 Roquairols Abschiedsbrief an Albano

Hier ist Roquairols Brief an Albano:

»Einmal muß es geschehen, wir müssen uns sehen, wie wir sind, und dann lassen, wenn es sein muß. Ich mache deine Schwester unglücklich, du meine und mich dazu; das hebt sich auf gegenseitig. Du verzerrest dich aus meinem Engel immer heftiger zu meinem Würgeengel. Würge mich denn, aber ich packe dich auch.

Jetzt sieh mich an, ich ziehe meine Maske ab, ich habe konvulsivische Bewegungen auf dem Gesicht, wie Leute, die genossenen Gift überstanden! Ich habe mich in Gift betrunken, ich habe die Giftkugel, die Erdkugel, verschluckt. Frei heraus! Ich jauchze nicht mehr, ich glaube nichts mehr, ich jammere nicht einmal recht tapfer. Ausgehöhlt, verkohlt vom phantastischen Feuer ist mein Baum. Wenn so zuweilen die Eingeweidewürmer des Ichs, Erbosung, Entzückung, Liebe und dergleichen, wieder herumkriechen und nagen und einer den andern frisset: so seh' ich vom Ich herunter ihnen zu; wie Polypen zerschneide und verkehr' ich sie, stecke sie ineinander. Dann seh' ich wieder dem Zusehen zu, und da das ins Unendliche geht, was hat man denn von allem? Wenn andere einen Glaubens-Idealismus haben, so hab' ich einen Herzens-Idealismus, und jeder, der alle Empfindungen oft auf dem Theater, dem Papier und dem Erdboden durchgemacht, ist so. Wozu dients? – Wenn du jetzt stürbest, sag' ich mir oft, so wäre ja alles, da alle Radien des Lebens in den kleinen Punkt eines Augenblicks zusammenlaufen, weggewischt, unsichtbar; mir ist dann, als wär' ich nichts gewesen. Oft seh' ich die Berge und Flüsse und den Boden um

mich an, und mir ist, als könnten sie jeden Augenblick auseinanderflattern und ver-
rauchen und ich mit. Das künftige Leben, da das anwesende kaum eines ist, und
alles, was daranhängt, gehört unter die Entzückungen, denen man zusieht; zumal
unter einer, in der Liebe.

Da du so leicht jede Verschiedenheit von dir für Entkräftung hältst: so sag' ich dir
gerade heraus: steige nur weiter, knete dich nur mehr durch, hebe nur den Kopf aus
den heißen Wogen der Gefühle höher, dann wirst du dich nicht mehr in sie zerlaufen,
sondern sie allein verwallen lassen. Es gibt einen kalten, kecken Geist im Menschen,
den nichts etwas angeht, nicht einmal die Tugend; denn er wählt sie erst, und er ist
ihr Schöpfer, nicht ihr Geschöpf. Ich erlebte einmal auf dem Meer einen Sturm, wo
das ganze Wasser sich wütend und zackig und schäumend aufriß und durcheinan-
derwarf, indes oben die stille Sonne *zusah*; – so werde! Das Herz ist der Sturm, der
Himmel das Ich.

Glaubst du, daß die Romanen- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darun-
ter, die alles, Gottheit und Menschheit, tausendmal durch- und nachgeäfft haben,
anders sind als ich? Was sie – und die Weltleute – noch reell erhält, ist der Hunger
nach Geld und nach Lob; dieser fressende Magensaft ist der tierische Leim, der hüpf-
fende Punkt in der weichen Fluß-Welt und Fließ-Welt. – Die Affen sind Genies unter
dem Vieh; und die Genies sind – nicht bloß vor höhern Wesen, wie Pope vom
Newton sagt – sondern auch hier unten Affen, im ästhetischen Nachmachen, in der
Herzlosigkeit, Bosheit, Schadenfreude, Wollust und – Lustigkeit.

Letztere und vorletztere beding' ich mir aus. Gegen die Longueurs im Lebens-
Buche, das kein Mensch versteht, gibts nichts als einige lustige Stellen, an die ich
nicht mehr denke, sobald ich sie gelesen. Um nur wegzukommen über das höckeri-
ge, kalte Leben, will ich doch mir lieber Rosenkelche als Dornenreiser unterstreuen.
Die Freude ist schon etwas wert, weil sie etwas verdrängt, eh' man sich mit schwe-
rem Haupte niederlegt ins Nichts.

So bin ich; so war ich; da sah ich dich und wollte dein Du werden – aber es geht
nicht, denn ich kann nicht zurück, aber du vorwärts, du wirst mein Ich einmal – und
da *wollt'* ich deine Schwester lieben! Sie verzeihe es mir! Hier trinke reinen Wein! Ich
weiß am besten, wie weit es mit den Weibern geht – wie ihre Liebe beglückt und be-
raubt – wie jede Liebe sich gleich anderem Feuer an viel besserem Holze *entzündet*
als *ernährt* – und wie überall der Teufel alles holt, was er bringt. – –

O, warum kann denn keine Frau nur soweit und nicht weiter lieben, als man haben
will? Gar keine? – Meinetwegen; überall wollen schlaaffe Prediger uns von jeder verg-
gänglichen Lust abhalten durch die nachfahrende Unlust. Ist denn die Unlust nicht
auch vergänglich? – Rabette meint' es gut mit mir, aus demselben Grunde des Wun-
sches, warum ichs mit ihr und mir so meinte. Aber weiß es denn jemand, welche Fe-

gefeuer-Stunden man mit einem fremden Herzen durchwatet, das voll ist, ohne zu füllen, und dessen Liebe man am Ende hasset – vor welchem, aber nicht *mit* welchem man weint und nie über Gleiches und dem man sich jede Rührung zu enthüllen scheuete aus Furcht, sie in Nahrung der Liebe verwandelt zu sehen – aus dessen Zorn man den größern Zorn und aus dessen Liebe man den kleinern saugt? – Und nun vollends auf immer in diese Peinlichkeit die heitern Verhältnisse eingeschraubt, die uns sonst über die peinlichen emporhalten sollen – auf immer das lang gewünschte Götter-Glück des Lebens in einen platten Schein und Kupferstich verkehrt – das Herz in eine Brust und Larve – das Mark des Daseins in spitze Knochen – Und doch bei allen Vorwürfen der Kälte nur ans Schweigen gekettet, unschuldig und stumm auf die Folter gebunden – und das eben ohne Ende! –

Nein, lieber den Wahnsinn her, den man aus dem Tempel der Liebe sowohl wie der Eumeniden holt! Lieber recht unglücklich-entbrannt, ohne Hoffnung, ohne Laut, bis zur Bleichheit und Wut, als so geliebt-nicht liebend! – Wer einmal in dieser Hölle brannte, Albano, der – fährt immerfort in sie; das ist das neue Unglück. Verschmerz' ich nicht das Leben und den Tod und die Wunden und Stacheln vorher und bin gewiß nicht schwach? – Doch bin ich nicht imstande, einer empfindsamen Rede – oder Klavierphantasie – oder Vorlesung oder Vorsingung Einhalt zu tun, und wenn mir der Schmerz in Person eine von allen Göttern unterschriebene Drohung vorhielte, daß eine Zuhörerin, die ich nicht leiden kann, sogleich darauf meine Liebhaberin würde und daraus meine Geliebte und Hölle.

Die Griechen gaben dem Amor und dem Tode dieselbe Gestalt, Schönheit und Fackel; für mich ists eine Mordfackel, aber ich liebe den Tod und darum den Amor. Längst war mir mein Leben eine tragische Muse; gern geb' ich dem Dolche einer Muse die Brust; eine Wunde ist fast ein halbes Herz. –

Höre weiter! Rabette hat eine schöne Natur und folgt ihr, aber meine ist für sie eine Wolke mit leerer, vergänglicher Bildung und Gestalt; sie versteht mich nicht. Könnte sie es, so vergäbe sie mir am ersten. O, ich habe sie wohl mißhandelt, als wäre ich ein Schicksal und sie ich. Zürne, aber höre. In der Illuminationsnacht führte ihre Sehnsucht und meine Leerheit im Feuerregen der Freude uns wärmer aneinander – unter den glattgepanzerten und mattgeschliffnen Hofgesichtern blühte ihr aufrichtiges so schön und so lebendig wie ein frisches Kind auf der Bühne und am Hofe – Wir gerieten in den Tartarus – Wir saßen an der Stelle, wo du mir deinen Verzicht auf Linda geschworen – In meinen Sinnen glühte der Wein, in ihren das Herz – O, warum hat sie, wenn man spricht und strömt, keine andere Worte als Küsse und macht einen sinnlich aus Langeweile – und zwingt zum Sprechen ihrer Sprache? – Meine wahnsinnige Kühnheit, die mir die Phantasie und der Rausch einhauchen und die ich kommen sehe und doch erwarte, ergriff mich und trieb mich wie einen Nachtwandler.

– Aber immer ist etwas in mir Hellblickendes, das selber das Zuggarn des Wahnsinns strickt, über mich wirft und mich verhüllt darin führt. – So sieh mich in jener Nacht mit dem brennenden Netz um das Haupt, der Totenbach murmelt zu mir, das Skelett greift durch die Harfe – Aber umschlungen, vergittert, verdunkelt, geblendet vom Feuer-Geflechte der Lust, acht' ich weder Vernichtung noch Himmel noch dich und jenen Abend, sondern ich schlinge alles durcheinander und ins Geflechte – Und so sank die Unschuld deiner Schwester ins Grab, und ich stand aufrecht auf dem Königssarg und ging mit hinunter.

Ich verlor nichts – in mir ist keine Unschuld –, ich gewann nichts – ich hasse die Sinnenlust –; der schwarze Schatte, den einige Reue nennen, fuhr breit hinter den weggelaufenen bunten Lustbildern der Zauberalaterne nach; aber ist das Schwarze weniger optisch als das Bunte?

Verdamme deine arme Schwester nicht; sie ist jetzt unglücklicher als ich, denn sie war glücklicher; aber ihre Seele ist unschuldig geblieben. Bewahrt lag ihre Unschuld in ihrem Herzen wie ein Kern in der steinigen Pfirsichschale; der Kern selber zersprengte in der nährenden, warmen Erde seinen Panzer und drängte sich grünend ans Licht.

Ich besuchte sie nachher. Alle ihre Seelenschmerzen gingen in mich über; zu allen Taten und Opfern für sie fühlt' ich mich leicht; aber zu keinen Empfindungen. Macht, was ihr wollt, du und mein Vater, ich werde mich in diesem dummen Stoppel-Leben, wo man in der Freiheit so wenig erntet, nicht vollends in das enge dreißigjährige Gehege der Ehe bannen. Bei Gott! für den erbärmlichen erpreßten Sinnen-Rausch hab' ich schon bisher und unter ihm mehr ausgestanden, als er wert ist.

Nicht das, was ich gern bei dir gelesen, gibt mir diesen Entschluß – das frage Rabetten über ihn –, und meine Freimütigkeit gegen dich ist ein willkürliches Opfer, da die Myserie unter zweien hätte ohne mich eine bleiben können: sondern ich will nicht von dir verkannt sein, gerade von dir, der du, bei so wenigen Reflexen deines Innern, so leicht nachteilig vergleichst und nicht merkst, daß du meine Schwester in Lilar gerade so, nur mit geistigern Armen, opferst und ihre Augen und Freuden in den Orkus warfst. Ich tadle dich nicht; das Schicksal macht den Mann zum Unter-Schicksal des Weibes. Die Leidenschaften sind poetische Freiheiten, die sich die moralische nimmt. Du hieltest mich doch nicht für zu gut, ich bin alles, wofür du mich nahmest, nur aber noch *mehr dazu*; und das Mehr-Dazu fehlt dir noch selber.

O, wie fliegt mein Leben schneller, seit ich weiß, daß *Sie*[Fußnote] kommt! Das Schicksal, das so oft Gewicht und Räder spielt und den Perpendikel des Lebens mit eigener Hand auswirft, hebt den meinigen aus, und alle Räder rollen der seligen Stunde unbändig entgegen. *Sie* ist meine erste, meine reinste Liebe; vor *ihr* riß ich alle meine blühenden Jahre aus und warf sie ihr hin auf ihren Weg als Blumen; für *Sie*

opfer' ich, wag' ich, tu' ich alles, wenn *Sie* kommt. O, wer in der leeren Schaum- und Gaukel-Liebe nichts fürchtet, was sollte der in der rechten, lebendigen Sonnen-Liebe scheuen oder weigern? – Du Engel, du Würgengel, du flogst herein in mein kahles, ebenes Leben, du fliehst und erscheinst, bald hier, bald da, auf allen meinen Steigen und Auen, o verweile nur so lange, bis ich vor deinen Füßen mir mein Grab aufgewühlt habe, während du zu mir heruntersahest! –

Albano, ich schaue die Zukunft und greif ihr vor; ich sehe recht deutlich das lange, über den ganzen Strom gespannte Netz, das dich fassen, schnüren und würgen soll; dein Vater und noch andere ziehen darin euch beide einander zu, Gott weiß warum. – Darum kommt *Sie* jetzt, und dein Reisen ist nur Schein. – Meine arme Schwester ist bald besiegt, nämlich ermordet; besonders da man dazu bei ihrem Geisterglauben keine andere Stimme braucht als jene körperlose, die über dem alten Fürstenherzen dem deinigen die Grenze anwies!

Welche Lichter in der Zukunft, die zwischen finstern Verhältnissen und Gebüsch, in Mord-Winkeln brennen! – Wie es sei, ich trete in die Höhlen hinein; ich danke Gott, daß das ohnmächtige, *kaltschwitzende* Leben wieder einen Herzschlag, eine Leidenschaft gewinnt; und dann oder jetzt tue gegen mich, der ich sicher und versteckt und unredlich handeln konnte, was du magst. Schlage dich heut oder morgen mit mir. Es soll mich freuen, wenn du mich in den längsten Schlaf auf den Rücken bringst. O, das Opium des Lebens macht nur anfangs lebhaft, dann schläfrig, o so schläfrig! Gern will ich nicht mehr lieben, wenn ich sterben kann. Und so ohne ein Wort weiter hasse oder liebe mich, leb aber wohl!

Dein Freund oder dein Feind.«“

(Hanser 3,485-491; 88. kel)

Text 35 Julienne und Linda, dazu Idoine

Bei einem Besuch der drei in einem Dorf, für das Julienne, die stets als die besonders praktisch orientierte, gewissermaßen verantwortlich ist, und das bezeichnenderweise in „Arkadien“ liegt, erleben die Besucher ein wahres Idyll von Sauberkeit, Harmonie und Frieden. „Sie ging zum Dorfe hinaus, der schönsten Abendsonne entgegen; auf den Bergen antworteten die Alphörner, und im Tale gingen heitere Greise zu leichten Geschäften. Diese begrüßte Idoine mit besonderer Liebe, weil es, sagte sie, nichts Schöneres gebe als Heiterkeit auf einem alten Gesicht [...] – Lind öffnete ihr Herz der goldenen Gegenwart und sagte: ‚Wie müsste dies alles in einem Gedicht erfreuen! Aber ich weiß nicht, was ich dagegen habe, daß es nun so in der wirklichen Wirklichkeit da ist.‘ – ‚Was hat Ihnen‘ (sagte Idoine scherzend), diese genommen oder getan? Ich liebe sie; wo sind Sie für uns denn anders zu finden als in der Wirklichkeit?‘ – ‚Ich (sagte Julienne), denk an etwas ganz anderes: man schämt sich hier, daß man noch so wenig tat bei allem Wollen. Vom Wollen zum Tun ists hier doch weit‘ (fügte sie hinzu, indem sie den kleinen Finger aufs Herz aufsetzt und die Hand vergeblich nach dem Kopf ausspannte) – ‚Idoine, sagen Sie mir, wie kann man denn ans Große und Kleine zugleich denken?‘ – ‚Wenn man ans Größte zuerst denkt‘ (sagte sie) – ‚Wenn man in die Sonne hineinsieht, wird der Staub und die Mücke am sichtbarsten. Gott ist ja unser aller Sonne.‘

Die Erden-Sonne stand ihnen jetzt tief auf einer unabsehbaren Ebene unter milden Rosen des Himmels entgegen – eine ferne Windmühle schlug breit durch die schöne Purpur-Glut _ an den Bergabhängen sangen Kinder neben den geweideten Herden, und ihre kleinen Geschwister spielten bewacht - die Abendglocke [...] wiegte die Sonne und Erde mit ihren Tönen ein [...] (Hanser 716, Z.16 -717, Z. 2) (125. Zykel)

Anregungen:

Versuchen Sie, im Blick auf Identität, die drei Sichtweisen der Frauen auf die hier erlebte „Wirklichkeit“ näher zu charakterisieren.

Welchen Beitrag leistet dazu über die Schilderung der Umgebung der Erzähler zusätzlich?

Text 36 Abbildung von Charlotte von Kalb (Tischbein)



Jean Paul hatte in den Jahren vor seiner Ehe als schon gefeierter Autor eine Reihe von Verehrerinnen und Freundinnen, mit denen er glühende Briefe wechselte und die auch als künftige Ehefrauen im Blick waren. Über Charlotte von Kalb, die auch schon mit Friedrich Schiller Umgang hatte, schreibt de Bruyn in der Biographie Jean Pauls:

„[...] nicht nur Dichtern fällt es schwer, eine Frau zu haben, die auch im Alltag die Hochleistungen von einem verlangt, die man in der Öffentlichkeit bietet. [...] Das Fordernde in der Liebe schreckt ihn nicht, sowie die Briefe das erkennen lassen. [...] Erschreckt aber wird er davon, daß Charlotte nicht nur bewundern, sondern eigene Meinungen zur Geltung bringen will. [...] Als sie aber seine religiös getönten Moralfundamente angreift, reagiert er mit Un-

willen.“ (S. 173-175) Nachlesbar ist das in einer kleinen allegorischen Erzählung „Die Mondfinsternis“, die man in „Leben des Quintus Fixlein“ nachlesen kann (3, 4, S. 38-42): „Jedem Jahrhundert sendet der Unendliche einen bösen Genius zu, der es versuche. [...] 'Kennst du die Schlange nicht, Eva – Ich will deine Töchter verführen, deine weißen Schmetterlinge will ich auf dem Morast versammeln.“ Dies sei der „böse Genius des achtzehnten Jahrhundert“. Charlotte antwortet in einem Brief vor dem 26.10.1796): „Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keine heiligsprechen ... Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren willen: aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich!“

Text 37 Lindas Brief: Ihre Trennung von Albano“

„Albano wollte am Tage darauf sich einkerkern, bitter weinen und büßen und sich nicht erquicken durch den Sonnenschein der Liebe; aber er fand abends folgendes von unbekannter Hand geschriebene Blatt auf seinem Tisch:

»Herr Graf. Man benachrichtigt Sie hiemit, daß Freitags nachts, da Sie verreiset waren, der sel. Hauptmann R. v. Froulay Ihre Rolle bei der Gräfin Romeiro durch *alle* Akte durch im Flötental gespielt. Sie müssen sich der Nebenbuhler wegen eine andere Stimme und der Gräfin nachts Augen schaffen, wiewohl es dieser nicht so ganz unangenehm sein mag, sich auf diese Weise öfters in Ihnen zu täuschen. Leben Sie wohl und künftig ein wenig bescheidener!«

Bleich starrte er das Totengerippe an, das zwei Riesenhände gewaltsam aus blühenden jugendlichen Gliedern auf einmal herausgezogen emporhielten. Aber das Feuer der Pein schoß schnell wieder auf und erleuchtete den Jammer rings umher. Mit schmerzlicher Gewalt, mit blutigen Armen mußte sein Geist den felsenschweren Gedanken, den Leichenstein seines Lebens hin- und herwerfen, um zu prüfen, ob er sich einfüge in die Totengruft: – in Roquairols ganzes Spiel und Ende und Leben griff der Jammergedanke so fassend ein – aber wieder nicht in Lindas Charakter und in den göttlichen Augenblick, den er mit ihr in Lianens letztem Garten zugebracht – und doch wieder sehr in ihre schnelle Versöhnung und in einzelne Worte – und gleichwohl war vielleicht dieses vergiftete Blatt nur eine Frucht der rachsüchtigen Fürstin, von deren Zorn über Roquairols eignen und Affen-Mord ihm Dian erzählt hatte.

So schmerzlich bewegte er sich auf seinen Wunden hin und her und entschloß sich, noch diesen Abend Linda aufzusuchen, wo sie auch sei: als er von ihr dieses Briefchen bekam:

»Komme doch diesen Abend zu mir ins Elysium; es wird gewiß heiter sein. Jetzt lad' ich ein wie du neulich. Du sollst mich auf die schönen Berge führen, und es soll mir genug sein, wenn *du* nur sehen und genießen kannst. Julienne brauchen wir immer weniger. Dein Vater dringt auf unsere Verbindung durch Vorschläge, die du heute hören und wägen sollst. – Komme unausbleiblich! – In meinem Herzen stehen noch

so viele scharfe Tränen über das böse Trauerspiel. Du mußt sie verwandeln in andere, du Geliebter!

Die Blinde.«

Er lachte über das Verwandeln; »in gefrorne eher«, sagt' er. Die heiße Liebe war ihm ein heftiger Kuß in die Wunde. Er ging nach Lilar, dumpf, hastig, tief in einen roten Mantel gewickelt wie gegen böses Wetter – blind und taub gegen sich und die Welt – und wie ein Mensch, der stirbt, den Augenblick erwartend, wo er entweder vernichtet hinabbraucht oder neu belebt in göttliche Welten hineinfliegt.

Als er Lilar betrat, verzerrte sich der Garten nicht wie neulich, sondern er verschwand ihm bloß. Er ging nahe an einigen vermummten Leuten vorüber, die ein Grab zu machen schienen. »Unrecht ists doch,« (sagte einer davon) »er gehört auf den Anger wie jedes Vieh.« Albano blickte hin, sah eine bedeckte Leiche, glaubte schauernd, es sei der Selbstmörder, bis er den zweiten Gräber sagen hörte: »Ein Affe, Peter, wenn er vornehm gehalten wird, in Kleidern, sieht reputierlicher aus als mancher Mensch, und ich glaube, er stände auch wieder von Toten auf, wenn man ihn nur ordentlich taufte.« –

Eben da ihm der Gibbon der Fürstin, der hier begraben wurde, wieder jenen gewittervollen Freitag vor die Seele zog: erblickte er Linda unweit des Traumtempels am Arme einer sehenden Kammerfrau. Sie grüßte ihn, nach ihrer Weise vor andern, nur leicht, sagte zur Frau: »Justa, bleib nur hier im Traumtempel, ich gehe hier auf und ab.«

Durch diese Einschränkung auf die Perspektive des Traumtempels schloß sie jedes schöne sichtbare Zeichen der Liebe aus, und Albano kannte an ihr schon jene stille Zufriedenheit mit der bloßen Gegenwart des Geliebten so wie zuweilen die Wildheit ihres süßen Mundes. Als er sie zitternd berührte und nahe neben sich wieder sah: so überfiel ihn dieses Wesen voll Macht mit der ganzen göttlichen Vergangenheit. Aber er verzögerte nicht die Frage der Hölle: »Linda, wer war Freitag abends bei dir?« – »Niemand, Guter; wenn?« versetzte sie. – »Im Flötental« – stammelte er. – »Mein blindes Mädchen«, antwortete sie ruhig. – »Wer noch?« fragte er. – »Gott! dein Ton ängstigt mich« (sagte sie) – »Roquairol brachte in jener Nacht den Affen um. Ist er dir begegnet?« –

»O schrecklicher Mörder! – Mir?« (rief er) »Ich war verreiset die ganze Nacht, ich war mit dir in keinem Flötental« – – »Sprich aus, Mensch,« (rief Linda, ihn an beiden Händen mit Heftigkeit ergreifend) »schriebst du mir nicht die rückgängige Reise und kamst?« – »Nichts, nichts,« (sagt' er) »lauter Höhlenlüge. Das tote Ungeheuer Roquairol brauchte meine Stimme – deine Augen – und so ists – sage das übrige.« – »Jesus Maria!« schrie sie, von der Schlagflut getroffen, worein die schwarze Wolke

zerriß – und griff mit beiden Armen durch die Laubzweige des Laubengangs und preßte sie an sich und sagte bittend: »Ach Albano, du bist gewiß bei mir gewesen.«

»Nein, bei dem Allmächtigen nicht! – Sage das übrige«, sagt' er. – »Weiche auf ewig von mir, ich bin *seine* Witwe!« sagte sie feierlich. – »Das bleibst du«, sagt' er hart und rief Justa aus dem Traumtempel.

»So lebt er fort, dein Schmerz, mein Schmerz, ich sehe dich nie mehr. Ich will Lebewohl zu dir sagen. Sage du keines zu mir!« sagt' er. Sie schwieg, und er ging. Justa kam, und er hörte sie noch in der Laube beten: »Laß, o Gott, mir diese Finsternis morgen, verschone mit deinem Tageslicht die schwarze Witwe!« Das Mädchen weckte sie auf, nahm sie an der Hand, und sie freuete sich am Arm derselben ihrer Nachtblindheit.“ Hanser 3, 757-759 (131. Zykel)

Text 38 Jochen Golz über Linda

„Wie ihr Vater Gasparo wird auch Linda aus der Romanhandlung hinausgedrängt und in eine exotisch ferne Welt verwiesen – letztlich ein fataler Triumph von Jean Pauls rigidem Moralismus, der in der Darstellung Lindas an die Grenzen seiner künstlerischen Vermögens gelangt ist, emanzipativer Gesinnung ästhetisch durchaus Geltung verschafft hat, nicht aber die Souveränität aufbringen kann, ihr dauerhaftes Lebensrecht in seinem Roman-„Paradies“ zu gewähren. (S. 205)

Jean Pauls Freund Jacobi nannte Linda „einen ekelhaften Drachen“ (zit. Golz S. 205)

Text 39 Schoppe

(1) Schoppe, der kritische Kopf in der Kirche

„»Wär' es mir verstattet,« (fing Wehmeier an) »so würd' ich jetzt dem Herrn Grafen ein Faktum vom Herrn Bibliothekar mitteilen, das vielleicht, das ist wenigstens meine Meinung, so frappant ist als manches andere. Die Schulwohnung ist, wie Sie gewiß noch wohl wissen, dicht an der Kirche.« Darauf gab er in einer langen Erzählung diese: Einst sei in der tiefen Mitternacht die Orgel gegangen – Er habe an der Kirchtüre gelauscht und Schoppen deutlich einen kurzen Vers aus einem Hauptlied singen und orgeln hören – Darauf sei dieser laut vom Chore herab und auf die Kanzel hinaufgestiegen und habe eine Kasualpredigt an sich selber mit den Worten angefangen: »Mein andächtiger Zuhörer und Freund in Christo« – Im Exordium hab' er das stille, leider so schnell vergangne Glück *vor* dem Leben berührt, obwohl nicht nach rechter Homiletik, da der zweite Teil fast den Eingang repetieret – darauf einen Kanzelvers mit sich gesungen und aus Hiob, Kap. 3, wo dieser die Freude des Nicht-Seins zeigt, den 26sten Vers verlesen, der so lautet: »War ich nicht glücklich? war ich nicht fein stille? hatt' ich nicht gute Ruhe? Und kommt solche Unruhe« – Vorgestellt hab' er sich: die Leiden und Freuden eines Christen; im ersten Teil die Leiden, im zweiten die Freuden – Hierauf hab' er, aber auf närrische Art und Sprache, aber doch auch mit Bibelsprüchen, die Not auf der Welt kurz zusammengedrängt, worunter er sehr

unerwartet sonderbare Sachen, lange Predigten, die beiden Pole, häßliche Gesichter, die Komplimente, die Spieler und die Welt-Dummheit, gezählt – Darauf sei er zum Trost im zweiten Teile vorgeschritten und habe die künftigen Freuden eines Christen beschrieben, welche, wie er lästerlich gesagt, in einer Himmelfahrt ins zukünftige Nichts, in dem Tode nach dem Tode bestanden, in einer ewigen Befreiung vom Ich – Da hab' er, grausend sei es zu hören gewesen, die benachbarten Toten unten in der Kirche und in der fürstlichen Gruft angeredet und gefragt: ob sie zu klagen hätten? »Ersteht,« (sagt' er) »setzt euch in die Stühle und schlägt die Augen auf, falls sie naß sind. Aber sie sind trockner als euer Staub. O wie liegt die unendliche Vorwelt so still und schön gewickelt in den eignen Schatten, auf das Bette der Selbst-Asche weich gelegt, und hat nicht ein Traum-Glied mehr, in das eine Wunde geht.“
 [...]

Hier habe Schoppe geweint und sich über die Rührung, Gott weiß vor wem, entschuldigt – Darauf sei er an die Nutzenanwendung gegangen und habe scharf auf Besserung des Zuhörers und Predigers gedrungen, auf lautere redliche Wahrhaftigkeit, Freundestreue, stolzen Mut, bittern Haß der Süßlichkeit, des Schlangengangs und weicher Unzucht – Endlich hab' er mit einer Bitte an Gott, daß er ihn, sollt' er einmal Gesundheit oder den Verstand oder dergleichen verlieren, doch möge sterben lassen wie einen Mann, die Andacht beschlossen und sei auf einmal aus der Kirchentüre herausgefahren.“ (Hanser 3, S. 689-691 (gek.); 121. Zykel)

(2) Schoppes Selbstcharakteristik in einem Brief an Albano (Auszug)

„[...] – Aber ernsthaft genommen, Bruder, was hat nun ein Mensch übrig (sowohl an Aussichten als an Wünschen), dem das Säkulum so versalzen ist wie mir und das Leben durch die Lebendigen – den die allgemeine matte Heuchelei und die glänzende Politur des giftigsten Holzes verdrießet – und die entsetzliche Gemeinheit des deutschen Lebenstheaters – und die noch größere des deutschen Theater-Lebens – und die pontinischen Sümpfe Kotzebuischer ehr- und zuchtloser Weichlichkeit, die kein heiliger Vater austrocknen und festmachen kann – und der ermordete Stolz neben der lebendigen Eitelkeit umher, so daß ich mich, um nur Luft zu schöpfen, stundenlang zu den Spielen der Kinder und des Viehs hinstellen kann, weil ich doch dabei versichert bin, daß beide nicht mit mir kokettieren, sondern nichts im Sinne und liebhaben als ihr Werk – was hat, fragt' ich auf der letzten Zeile des vorigen Blattes, einer nun übrig, den, wie gesagt, so vielerlei anstinkt und vorzüglich noch *der* Punkt, daß Besserung schwer ist, aber Verschlimmerung ganz und gar nicht, weil sogar die Besten den Schlimmsten etwas weismachen und dadurch sich auch und weil sie bei ihrer verborgnen Verwünschung und Sänften- und Achselträgerei der Gegenwart wenigstens um Geld und Ehre tanzen und sich dafür gern vom festern Pöbel brauchen lassen, als Weinfässer zu Fleischfässern – was hat ein Mann, sag' ich, Freund,

in Zeiten, wo man, wie jetzt im Druck, aus *Schwarz* zwar nicht *Weiß* macht, aber doch *Grau* und wo man, wie Katecheten sollen, gerade die Fragen auf *Nein* und *Ja* vermeidet, noch übrig außer seinem Hasse der Tyrannen und Sklaven zugleich und außer dem Zorne über die Mißhandlung sowohl als über die Gemißhandelten? Und wozu soll sich ein Mann, dem der Panzer des Lebens an solchen Stellen dünn gearbeitet oder dünn gerieben ist, ernsthaft entschließen?“ (Hanser 3, 696-697)

Anregungen

*Wie sehen Sie Schoppe, der doch der Belesene sein soll, den J. P. auch an sich schätzt?
 An welcher Stelle würden Sie ihn in das Feld der Seite 2/22 einzeichnen?*

Text 40 Schoppes Auftritt

„Ich bin ein armer Sakramenter und erinnere mich kaum, wovon ich bisher lebte, so blutwenig wars. Was ich in der Welt nur anfang, dabei war kein Segen, sondern Krebsgang hinten und vorn. Ich legte in Wien ein hübsches Magazin von Schnepfendreck an, aber ich setzte nichts ab, aus Mangel an Schnepfen. – Ich griffs am andern Ende an und hausierte in Karlsbad für große Herren, die sonst auf jeden Bettel und Sessel ein Gemälde setzen, mit hübschen Kupferstichen für den Abtritt, damit sie da statt des bloßen gedruckten Papiers etwas Geschmackvolles hätten zum Verbräuche; behielt aber die ganze Suite auf dem Halse, weil die Manier zu hart war und nicht idealisch genug. – In London macht' ich Reden voraus (denn ich bin ein Gelehrter) für Menschen, die gehangen werden und doch noch etwas sagen wollen; ich trug sie den reichsten Parlamentsrednern und selber Spitzbuben von Buchhändlern an, hätte aber die Reden beinah selber gebraucht. – Ich hätte mich gern vom Vomieren genährt[Fußnote], aber dazu gehört Fond. – Ich suchte einmal bei einem gräflichen Regimente als Notenpult unterzukommen, weils bei der Wachtparade dumm aussieht, daß jeder einen musikalischen Lappen auf der Schulter hängen hat, den der andre vom Blatte spielt; ich wollte für ein wenig alle Musikalien an mir tragen und mit den Noten vor ihnen stehen, aber der Premier-Leutnant (er sitzt zugleich in der Regierung und Kammer) glaubte, die Pfeifer würden lachen, wenn sie bliesen. So ging mirs von jeher, teure Kerstene; aber trabt nicht auf meinem teuern Mantel herum! – Zum Unglück schritt ich gar in die Ehe mit einer mit eingeschmolzenen Siegeln[Fußnote] ausgestatteten Wienerin, namens Praenumerantia Elementaria Philanthropia[Fußnote] – ihr wisset nicht, was es zu deutsch heißt –, einem wahren Höllenbesen, der mich wie einen Parforcehirschen hier ins Schilfrohr hereingehetzt. Kerstene, ich blamiere mich im Wasser, wenn ich mit unserm Wehstande ganz herausgehe; kurz meine Philanthropia war vor der Ehe wie die Stacheln eines neugeborenen Igels weich, aber in der Ehe, als das Laub herunter war, sah ich wie auf Bäumen im Winter ein Raben- und Teufels-Nest nach dem andern. Sie zog sich stets so lange an, bis sie sich wieder ausziehen mußte – wenn ein Fehler an mir oder den Kindern

gehoben war, zankte sie noch ein wenig fort, wie man sich noch fort erbricht, wenn das emeticum und alles schon heraus ist – sie gönnte mir wenig, und hätt' ich ein Fontanell gehabt, sie hätte mir die frische Erbse vorgerückt, die ich jeden Tag hätte hineinlegen müssen – kurz wir wollten beide verschieden hinaus, der Rungnagel der Liebe war ausgezogen, und ich fuhr mit den Vorderrädern ins Wasser herein, und meine Praenumerantia hält mit den Hinterrädern zu Hause. – Seht, meine Weiber, darum tu' ich mir mein Leid an – der Atzmann[Fußnote] hätte mich ohnehin bei der Kehle gegriffen –; spiegelt euch aber! Denn wenn ein Mann, der ein Gelehrter ist und darum, weil ihr von *Fichten* noch wisset, als angestellter Aufseher, Lehrherr und Mentor des Menschengeschlechts herumgeht, vor seiner Frau ins Wasser springt und seine Eporie und Hofmeisterstelle fahren lässet: so könnt ihr schließen, wozu eure Männer, die sich mit mir gar nicht messen dürfen in der Gelehrsamkeit, kapabel sind, falls ihr solche Pränumerantien, Elementarien und Philanthropien seid, wie ihr leider das Ansehen habt. – – Aber« (beschloß er plötzlich, da er Albano und den Doktor sah) »schert euch fort, ich will ersaufen!« – – „ (Hanser 3, 2235,31-237,25; 48. Zykel)

Text 41 Clavis Fichtiana

§ 12

Leibgeber. »Es frappiert mich selber,« (sagt' ich, als ich mein System während eines Fußbades flüchtig überblickte, und sah bedeutend auf die Fußzehen, deren Nägel man mir beschnitt) »daß ich das All und Universum bin; mehr kann man nicht werden in der Welt als die Welt selber (§ 8) und Gott (§ 3) und die Geisterwelt (§ 8) dazu. Nur so lange Zeit (die wieder mein Werk ist) hätt' ich nicht versitzen sollen, ohne daraufzukommen, nach 10 Visthnus-Verwandlungen, daß ich die natura naturans und der Demiurgos und der Bewindheber des Universums bin. Mir ist jetzt wie jenem Bettler, der, aus dem Schlaftrunk erwachend, sich auf einmal als König findet. Welch ein Wesen, das, sich ausgenommen (denn es *wird* nur, und *ist* nie), alles macht, mein absolutes, alles gebärendes, fehlendes, lammendes, heckendes, brechendes, werfendes, setzendes Ich[Fußnote]!« –

Hier konnt' ich nicht länger mit den Füßen im Wasser bleiben, sondern ging barfuß und tropfend auf und ab: »Überschlage doch einmal«, sagt' ich, »in Pausch und Bogen deine Schöpfungen – den Raum – die Zeit (jetzt bis ins achtzehnte Jahrhundert herein) – was in beiden ist – die Welten – was auf diesen ist – die drei Reiche der Natur – die lumpigen königlichen Reiche – das der Wahrheiten – das der kritischen Schule – und sämtliche Bibliotheken!« – [...]

Die §§-Nummern beziehen sich auf die andere Abschnitte der Clavis Fichtiana (Hanser 3, 1037)

Text 42 Jochen Golz kommentiert Schoppes Selbstcharakteristik

Von einer solchen Welterfahrung [Welterfahrung, die im Politischen, im Sozialen wie im Kulturell-Geistigen gegründet ist] ist auch bei Schoppe auszugehen, und sie gegen Interpretationen geltend zu machen, die dem Bibliothekar von vornherein einen Status humoristischer Weltvernichtung zuschreiben. Es sind Schoppes Erfahrungen mit einem Deutschland am Ausgang des 18. Jahrhunderts, die seine individuelle Verfasstheit wesentlich konstituieren. In seinem Weltentwurf werden krasse soziale Mißverhältnisse (von ‚Tyrannen‘ und ‚Sklaven‘, ‚Mishandlung‘ und ‚Gemishandelten‘) benannt, wird feudale Politik und eine ihr korrespondierende Kultur als das Unmoralische und Böse bezeichnet (‚die glänzende Politur des giftigsten Holzes‘), werden Durchschnittlichkeit und Trivialität bürgerlichen Lebens- und Kunstverhältnisse beklagt. Was sich aus dem alledem zusammenfügt, ist ein Bild ‚säkularischer‘ Stagnation, ja einer offenbar retrograden gesellschaftlichen Bewegung, ein Bild der Hoffnungslosigkeit. Hier hat auch die Kritik an einer Aufklärung ihren Ort, die sich zwar die Illusion eines Anspruchs kritischer Vernunft an die Praxis der ‚Schlimmen‘ vorspiegelte, in Wahrheit aber sich in einen allgemeinen gesellschaftlichen Vernutzungsprozeß geistiger Wert zur Stabilisierung des Bestehenden integriert sah und damit letztlich geistige Beschwichtigung und Betäubung an die Stelle unverstellter kritischer Reflexion setzt. Das Authentische reduziert sich für Schoppe auf das ‚Spielen der Kinder und des Viehs‘. [...]

Was sich uns aus den voraufgehenden Reflexionen des hochbewußten und verletzlichen bürgerlichen Intellektuellen Schoppe mitteilt, ist ein Leiden an der Wirklichkeit, ein Leiden aber, das nicht mehr, ästhetisch oder lebenspraktisch, sublimiert bzw. ins Öffentlich-Produktive gewendet werden kann. Zurückgeworfen auf sein Ich, reflektiert er in seinem Brief sowohl die politisch-praktische wie die ästhetische Alternative eines denkbaren Weltverhaltens und spiegelt damit im kritischen Diskurs auch die existentielle Problematik des Briefpartners. Zurückgewiesen wird ein Künstlertum aufklärerischer Provenienz, weil die Miserabilität der Realität ihm alle Hoffnung auf Weltverbesserung genommen hat – nur noch in der Parodie ist ihm, wie die spielerisch-fiktiv entworfene Satire für den ‚Reichsanzeiger‘ erweist, Zugang zu Kunstformen der Aufklärung möglich... (S. 192f.)

Anregung:

Golz hat ein bestimmtes Bild von der Identität des Menschen, das in seinem Kommentar auch durchschimmert. Achten Sie vor allem auf alle Stichworte, die sich auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse beziehen.

Könnte dieser Charakterisierung trotz ihrer Berücksichtigung vieler Umstände dennoch etwas fehlen? Beachten Sie auch Text 14

Text 43 Albanos Lebensreflexion

„Lange erwartete Albano seinen Freund am andern Tag, niemand erschien, kein Mensch wußte von ihm. Am zweiten Morgen lief das Gerücht, die Gräfin sei in der Nacht und Gaspard am Morgen abgereiset. »Hat Schoppe beide durch Wahrheit fortgetrieben?« fragt' er sich verlassen und allein. Vergeblich spürte er Schoppe mehrere Tage nach; nicht einmal gesehen war er worden. »Auch du, lieber Schoppe!« sagt' er und schauderte über die Grausamkeit des Schicksals gegen sich. Als er so über sich und die stille dunkle Wüste seines Lebens hinsah: so war ihm auf einmal, als würde sein Leben plötzlich erleuchtet und ein Sonnenblick fiele auf den ganzen Wasserspiegel der verflommenen dunkeln Zeit; es sprach in ihm: »Was ist denn da gewesen? Menschen – Träume – blaue Tage – schwarze Nächte – ohne mich hergeflogen, ohne mich fortgeflogen, wie fliegender Sommer, den die Menschenhand

weder spinnen noch befestigen kann. Was ist dageblieben? Ein weites Weh über das ganze Herz – aber das Herz auch – Es ist freilich leer, aber fest – unzerrüttet – heiß – Die Geliebten sind verloren, nicht die Liebe, die Blüten sind herunter, nicht die Zweige – Ich will ja noch, wünsche noch, die Vergangenheit hat mir die Zukunft nicht gestohlen – Noch hab' ich die Arme zum Umfassen, und die Hand, um sie ans Schwert zu legen, und das Auge zum Schauen der Welt – – Aber was untergegangen ist, wird wieder kommen und wieder fliehen, und nur das wird dir treu bleiben, was verlassen wird, – du allein. – Freiheit ist die frohe Ewigkeit, Unglück für den Sklaven ist Feuersbrunst im Kerker – – Nein, ich will *sein*, nicht *haben*. Wie, kann der heilige Sturm der Töne nur ein Stäubchen rücken, indes die roh' bewegte Luft Aschenberge versetzt? Nur wo gleiche Töne und Saiten und Herzen wohnen, da bewegen sie sanft und ungesehen. So klinge nur fort, frommes Saitenspiel des Herzens, aber wolle nichts ändern an der rohen, schweren Welt, die nur den Winden gehört und gehorcht, nicht den Tönen.« (Hanser 3,768; Z.11 - S. 769, Z.7; 133. Zykel)

Der Gegensatz von „Haben oder Sein“, den hier Albano denkt, ist mit dem Buch des Psychologen und Philosophen Erich Fromm (To Have oder to Be? 1976 und später viele Auflagen und Übersetzungen) in der deutschen Ausgabe mit dem Untertitel „Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft“ und Teil eines Projekts „Weltperspektiven“, an dem auch Theologen beteiligt waren. Drei Mottos zeigen zudem die Universalität dieses Gedankens:

- Lao-tse: Der Weg zum Tun ist zu sein.
- Meister Eckart: Die Menschen sollten nicht so sehr bedenken was sie *tun* sollen, sondern was sie *sind*.
- Karl Marx: Je weniger du *bist*, je weniger du dein Leben äußerst, um so mehr *hast* du, um so größer ist dein entäußertes Leben.

Sie könnten auch die auf Programmpunkte Erich Fromms gezogene Beschreibung unter der Überschrift „Der neue Mensch“ heranziehen, die er „Charakterstruktur“ nennt mit 21 „Zügen“ nennt, von denen hier nur zwei zitiert werden sollen:

- „Annahme der Tatsache, daß niemand und nichts außer uns selbst dem Leben Sinn gibt, wobei diese radikale Unabhängigkeit und Nichtheit die Voraussetzung für eine volle Aktivität sein kann, die dem Gerben und Teilen gewidmet ist.“
- „Die Fähigkeit, wo immer man ist, voll präsent zu sein.“ (S.167)

Anregungen:

Ist der, der nach diesem Grundsatz sein Leben leben will, der „Titan“?

Was aber könnte den Menschen hindern, ein „Sein“ zu sein, ein Ich zu sein?

Welches Gewicht habt die Realität als Störung, welche Bedeutung hat die Realität in der Beziehung, welche Bedeutung haben die Störungen im Menschen, die verschiedenen Seelenkräfte (vgl. Platon und Jean Paul), die Fehlbarkeit oder Sündhaftigkeit des Menschen, die Überforderung, die auch in den vielen Regeln des „Neuen Menschen“ liegt, die Erich Fromm als Beginn einer „Kunst des Seins“ skizziert?

Text 44 Platon: Phaidros (249C-250B)

Wer sich bei dem Anblick der irdischen Schönheit jener wahren sich erinnert, und dem Flügel wachsen und der versucht, wie ein Vogel sich aufzuschwingen, und was runter ihm ist gering achtet, der wird oft beschuldigt, nicht normal zu sein. Und doch erweist sich, unter allen Begeisterungen diese als die edelste und des edelsten Ursprungs: Wer dieser Begeisterung teilhaftig ist und die Schönen liebt, darf ein Verliebter genannt werden. Denn, wie bereits gesagt, jede Seele eines Menschen muss zwar ihrer Natur nach das Seiende geschaut haben [...], fähig sein, sich bei dem hiesigen an jenes zu erinnern. Doch fällt es nicht jedem leicht, sich angesichts des Irdischen an das wahre Seiende zu erinnern. Weder denen, die das dortige nur kümmerlich sahen, noch denen, welche nachdem sie unglücklicherweise hierher geraten waren, durch Umgang zum Unrecht verleitet, das ehedem geschaute Heilige vergaßen. Wenige bleiben übrig, deren Erinnerung stark genug ist. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild der Wesen dort sehen, werden erschüttert, und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Was ihnen aber eigentlich begegnet, wissen sie nicht, weil sie es nicht genug durchschauen. Denn die hiesigen Abbilder der Gerechtigkeit, der Besonnenheit, und was sonst den Seelen köstlich ist, haben keinen Glanz, sondern mit trüben Augen können auch nur Wenige von ihnen mit Mühe in jenen Bildern das Urbild erkennen. Die Schönheit aber war damals glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chore wir dem Zeus, Andere einem andern Gotte folgend, das herrlichste Schauspiel genossen und eingeweiht waren, welches man wohl das allerseligste nennen kann, und welches wir feierten, untadelig selbst und unbetroffen von den Übeln, die unserer für die künftige Zeit erwarteten, und so auch zu untadeligen, unverfälschten, unwandelbaren, seligen Gesichtern vorbereitet und geweiht in reinem Glanze, rein und unbelastet von diesem unserm Leibe, wie wir ihn nennen, den wir jetzt, wie die Purpurschnecke ihr Haus, mit uns herumtragen.

(Übersetzung nach Schleiermacher, etwas modernisiert und gekürzt.)

Anregungen:

Joseph Kiermeier hat in seinem Buch: Der Weise auf den Thron! Studien zum Platonismus Jean Pauls. Stuttgart: Klett-Cotta 1980 ausführlich auf den gedanklichen Zusammenhang von Jean Paul mit Platon aufmerksam gemacht.

Wir haben Platon auch schon im Blick auf den Weisen Staatenlenker kennengelernt und die Frage nach der Bedeutung der Seelenkräfte →Text 16

An dieser Stelle ist es das Lied auf die Liebe („Preis auf den Eros“) aus Phaidros, das genannt werden kann. Doch das Lob des Sokrates über die Philosophie als das Ziel ist wohl letztlich doch nicht der ganze Jean Paul.

Aber es geht ja auch nicht um eine Lehre, sondern eine Erfahrung – und die kann man nicht nur verbal vermitteln.

Text 45 Die Stellung Albanos im Ensemble des Romans

Anregung:

Wo würden Sie in der Skizze oben 2/22 nun Albano einzeichnen? Sind die anderen angemessen verstanden und zugeordnet?

Vielleicht finden Sie auch eine Darstellung, die die anderen Figuren wirklich als Spiegelungen der Kräfte Albanos sichtbar macht.

Text 46 Albano lernt Idoine kennen

Albano ist allein in einem Garten. Er denkt noch an Liane zurück, erblickt eine weiße Gestalt:

„Plötzlich erblickte der schauernde Albano Lianens weiße Gestalt an die Linde gelehnt und gegen den Abendstern und die Abendröte gewandt; lange schauete er an der seitwärts gekehrten Gestalt die himmlisch-herabsteigende Antlitz-Linie an, womit Liane so oft als eine Heilige unbewußt neben ihm gestanden – noch glaubt' er, ein Traum, der Proteus der menschlichen Vergangenheit, ziehe das Luftbild aus dem Himmel hernieder und spiel' es vor, und er erwartete das Vergehen. Es blieb, aber ruhig und stumm. Hinkniend, wie vor der offenen Pforte des weiten langen Himmels voll Verklärung und Gottheit, und aufgerissen aus den Erden-Tälern, rief er aus: »Erscheinung, kommst du von Gott, bist du Liane?«, und ihm war, als sterb' er.

Schnell blickte die weiße Gestalt sich um und sah den Jüngling, sie stand langsam auf und sagte: »Ich heiße Idoine, ich bin unschuldig an der harten Täuschung, sehr unglücklicher Jüngling.« – Da bedeckte er seine Augen, aus schnellem Schmerz über die Wiederkehr der schweren kalten Wirklichkeit. Darauf sah er die schöne Jungfrau wieder an, und sein ganzes Wesen zitterte vor ihrer verklärten Ähnlichkeit mit der Toten; so lächelte sonst Lianens zarter Mund im Lieben und Trauern, so öffnete sich ihr mildes Auge, so ging ihr feines Haar um das blendend-weiße, gefällige Angesicht, so war ihr ganzes schönes Gemüt und Leben aufrichtig in ihr Antlitz gemalt – Nur stand Idoine größer da, wie eine Auferstandene, stolzer und länger ihre Gestalt, blasser ihre Farbe, denkender die jungfräuliche Stirn. Sie konnte, da er sie so schweigend und vergleichend anblickte, sich der Rührung über den getäuschten Unglücklichen nicht erwehren, und sie weinte, und er auch.

»Betrüb' ich Sie auch?« sagte er in höchster Bewegung. Mit dem Sprachtone der Jungfrau, die unter den Blumen lag, sagte unschuldig Idoine: »Ich weine nur, daß ich nicht Liane bin.« Schnell setzte sie hinzu: »Ach diese Stelle ist so heilig, und doch ists der Mensch nicht genug.« – Er verstand ihre Selbst-Rüge nicht. Ehrfurcht und Offenherzigkeit und Begeisterung bemächtigten sich seiner, das Leben stand glänzend aus der engen, bangen Wirklichkeit auf, wie aus einem Sarg, der Himmel sank näher herzu mit hohen Sternen, und beide standen mitten unter ihnen. »Edle Fürstin,« (sagt' er) »hier entschuldigen wir uns beide nicht – Die heilige Stelle nimmt, wie eine zweite Welt, das Fremdsein weg – Idoine, ich weiß es, daß Sie mir einst den Frieden gegeben; und vor der verborgnen Hülle des Geistes, in dessen Sinne Sie sprachen, dank' ich Ihnen hier.«

Idoine antwortete: »Ich tat es, ohne Sie zu kennen, und darum konnt' ich mir den kurzen Gebrauch oder Mißbrauch einer entfliehenden Ähnlichkeit erlauben. Hätt' es von mir abgehangen, so hätt' ich Sie nie mit einer so unbedeutenden, wie eine äußere ist, doch so schmerzlich erinnert. Aber ihr Herz verdient Ihr Andenken und Ihre Trauer. Man schrieb mir, Sie wären nicht mehr in Lindenstadt.« – Sie suchte jetzt zum Fortgehen zu eilen. »In einigen Tagen« (antwortete er) »werd' ich auch reisen.

Ich suche Trost im Kriege gegen den Frieden des Grabes und der Wüste, der mein Leben stille macht.« – »Ernste Tätigkeit, glauben Sie mir, söhnet zuletzt immer mit dem Leben aus«, sagte Idoine, aber die ruhigen Worte wurden von einer bebenden Stimme getragen, denn durch Hilfe ihrer Schwester hatte sie das ganze graue Regenland seiner Gegenwart vor das Auge bekommen, und ihr Herz war voll tiefen Mitleidens gegen die Menschen. (Hanser 3, 791-792; 137. Zykel))

Text 47 (1) Aus der Grabrede Speners

„Die Musik hörte auf, Spener fing leise seine Rede an. Er sprach aber nicht von dem Fürsten zu seinen Füßen, auch nicht von seinen Geliebten in der Erbgruft, sondern von dem rechten Leben, das keinen Tod kenne und das erst der Mensch in sich erzeuge. Er sagte, daß er, obwohl ein alter Mann, weder zu sterben noch zu leben wünsche, weil man schon hier bei Gott sein könne, sobald man nur Gott in sich habe – und daß wir müßten unsere heiligsten Wünsche wie Sonnenblumen ohne Gram verwelken sehen können, weil doch die hohe Sonne fortstrahle, die ewig neue ziehe und pflege – und daß ein Mensch sich nicht sowohl auf die Ewigkeit zubereiten als die Ewigkeit in sich pflanzen müsse, welche still sei, rein, licht, tief und alles. (Hanser 3, 827, 22-33; 146. Zykel)

(2) Gemeinsame Wahrnehmungen des Paares

„Plötzlich kamen zu ihnen ferne Waldhorntöne heraus, welche gutmeinende Landleute vor Albanos Erziehungshause als Grüße brachten. »Wie kommts,« (sagte Julienne) »daß im Freien und nachts auch die unbedeutendste Musik gefällig und rührend wird?« – »Vielleicht weil unsere innere heller und reiner dazu mittönt«, sagte Idoine. – »Und weil vor der Sphärenmusik des Universums menschliche Kunst und menschliche Einfalt am Ende gleich groß sind«, setzte Albano dazu. »Das meint' ich eben, denn sie ist doch auch nur in uns«, sagte Idoine und sah ihm liebevoll und offen in die Augen, die vor ihnen zusanken, wie wenn ihn jetzt der Mond, der milde Nachsommer der Sonne, blendend überglänzte.

Sie wandte sich seit der Kirchenfeier öfter an ihn, ihre süße Stimme war teilnehmender, obwohl zitternder, die jungfräuliche Scheu vor Lianens Ähnlichkeit schien besiegt oder vergessen, so wie an jenem Abende im letzten Garten; in ihr hatte sich unter Speners Rede ihr Dasein entschieden, und an der Liebe der Jungfrau waren wie an einem Frühling durch *einen* warmen Abend-Regen alle Knospen blühend aufgebrochen. Indem er jetzt dieses klare milde Auge unter der wolkenlosen reinen Stirn anschauete und den feinen, vom unerschöpflichen Wohlwollen gegen jedes Leben überhauchten Mund: so begriff er kaum, daß diese weiche Lilie, diesen leichten Duft, aus Morgenrot und Morgenblumen aufgestiegen, der feste Geist bewohne, der das Leben regieren konnte, so wie die zarte Wolke oder die kleine Nachtigallen-Brust der schmetternde Schlag.“ (Hanser 3, 828, Z.27-829, Z.16, 146. Zykel)

Text 48 Friedrich Heinrich Jacobi

„Also der Glaube an einen Gott ist Instinkt. Er ist dem Menschen natürlich, wie seine aufgerichtete Stellung. Diesen Glauben nicht zuhaben, ist ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, bloß zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des Angesichtslosen, nicht Himmelsanschauenden Thieres widernatürlich ist. – Ersticken kann diesen Glauben; aber in der Ordnung ist er da; und wo er sich nicht findet; da ist – Mißgestaltung des Erkenntnißvermögens.“

Quelle: Über die Weissagung Lichtenberg's. In: Jacobi: Werke III, S. 206f.

Text 49 (1) Albanos Schlussreflexion und ein Kommentar dazu

„Viel verwundet und durch sich gereinigt ging Albano nach diesen Erzählungen nachmittags ab ins zwieträchtige Reich, aber mit heiterer heiliger Kühnheit. Er war sich höherer Zwecke und Kräfte bewußt, als alle harten Seelen ihm streitig machen wollten; aus dem hellen, freien Ätherkreise des ewigen Guten ließ er sich nicht herabziehen in die schmutzige Landenge des gemeinen Seins – ein höheres Reich, als was ein metallener Zepter regiert, eines, das der Mensch erst erschafft, um es zu beherrschen, tat sich ihm auf – im kleinen und in jedem Ländchen war etwas Großes, nicht die Volksmenge, sondern das Volksglück – höchste Gerechtigkeit war sein Entschluß und Beförderung alter Feinde, besonders des verständigen Froulay. – So sprang er nun zuversichtsvoll aus seinem bisherigen schmalen, nur von fremden Händen getriebnen Fahrzeug auf eine freie Erde hinaus, wo er allein, ohne fremde Ruder, sich bewegen kann und statt des leeren, kalten Wasser-Weges ein festes, blühendes Land und Ziel antrifft. Und mit diesem Trost schied er von dem toten Schoppe und dem lebendigen Freund.

In der Dämmerung kam er auf dem Berge an, wo er die Stadt, die der Zirkus und die Bühne seiner Kräfte werden sollte, überschauen konnte, aber mit andern Augen als sonst: – Er gehört nun einer deutschen Heimat an – die Menschen um ihn sind seine Landesverwandte – die ahnenden Ideale, die er sich einst bei der Krönung seines Bruders von den warmen Strahlen entwarf, womit ein Fürst als ein Gestirn Länder beleuchten und befruchten kann, waren jetzt in seine Hände zur Erfüllung gelegt – sein frommer, von Landes-Enkeln noch gesegneter Vater zeigte ihm die reine Sonnenbahn seiner Fürsten-Pflicht – nur Taten geben dem Leben Stärke, nur Maß ihm Reiz –, (Hanser 3, 819-820; 144./145. Zykel)

(2) Kommentar von Jochen Golz

„Das hier sich konturierende Bild gehört in die Reihe jener Entwürfe von aufgeklärten, reformgesinnten Fürsten, wie sie in der deutschen Literatur um 1800, den geschichtlichen Verhältnissen Rechnung tragen, des öfteren anzutreffen sind. [...] Jean

Pauls Bild vom idealen Fürsten hat vor allem eine philosophisch-moralische, weniger eine politisch-praktische Dimension. Albanos politisches Handeln hat seinen Antrieb in Religiosität und bürgerlicher Moralität – ‚fromm‘ und ‚redlich‘ wie sein Vater zu werden weist ihm die Schlussformel des mütterlichen Testaments zu -, es bezieht seine Energie aus dem Willen zur Praktizierung jener hohen Idealität, denen er sich bei Krönung des Bruders bewusst werden war [den er ja dann beerbt][...] Auch vaterländische Gesinnung wird aufgerufen. Grundsätze maßvollen Reformertums und der Vorsatz ‚höchste Gerechtigkeit‘ zu üben, führen den Entschluß herbei, auch alte Feinde [...] am ‚Volksglück‘ teilhaben zu lassen. Ganz offensichtlich liegt solch einem Vorsatz auch die Überlegung zugrunde, daß ein Philosoph auf dem Thron genügend geistige Ausstrahlung, moralische und praktische Autorität besitze, um auch egoistisch-partikulare Interessen in einer übergreifenden idealen Zielsetzung dienstbar zu machen. Welchen sozialen Inhalt ein so beschaffenes aufklärerisches Reformkonzept – bezeichnet im Bild von den wärmenden und leuchten Strahlen der Sonne – haben könnte, bleibt weithin offen [...] Der Eindruck lässt sich nicht abweisen, daß Albano nicht allein nach den Maßgaben einer altruistischen bürgerlichen Moral als gerechter Herrscher das Volksglück befördern will [...], sondern daß er seine Lebensaufgabe wiederum als Einlösung eines heroischen Persönlichkeitsideals auf dem ‚Theater‘ des Lebens versteht – was ihn notwendigerweise in Gegensatz bringen muß zum ‚gemeinen Sein‘, der von einem homo politicus voraussetzungslos zu akzeptierenden Realität. In der Vorstellung vom ‚höheren Reich‘ kommt primär auch nicht eine politisch-praktische, sondern eine ästhetische Intention zur Erscheinung. Ein solches Individualitätskonzept, das der Ausbildung einer autarken Persönlichkeitsganzheit höheren Wert beimisst als ihrer Einbindung in ein gesellschaftliches Gemeinwohl, artikuliert sich hier ein letztes Mal in der Metapher vom Leben als Meerfahrt, in der Hoffnung auf unbedingt Freiheit der Persönlichkeit.“

Anregungen:

Der Schluss des Romans lässt Spielraum, das ist wahr: Was wird aus dem jungen Fürsten und seiner Gemahlin?

Eine Prüfung nach den Kriterien von Golz aber wird dem Roman vielleicht in sofern gerecht, als Jean Paul es hier wagt, einen Roman bis zu einem entscheidenden Lebenspunkt zu vollenden. Denn alle anderen Romane haben einen klaren Schluss nicht.

Dennoch aber zwei Überlegungsfragen als Herausforderungen:

1. Wird hier nicht mit dem Maß gemessen, das schon die Differenz der Lebensauffassung ausmacht, die wir zwischen Goethe und Jean Paul erkannt haben (vgl. Text 13)

2. Ist es angemessen, Albano als Sieger auf dem Schlachtfeld seiner gestorbenen oder verrückt gewordenen Freunde und Freundinnen anzusehen, der er vielleicht gebraucht und „verbraucht“ hätte, weil sie nur „einkräftig“ sind?

3. Über Jean Pauls „Einkräftigkeitsidee“ von Max Kommerell

Jean Paul „faßt darunter sehr Entlegenes zusammen: einiges Nachspiel des Rationalismus und der Genie-Zeit, sowohl den wirklich einkräftigen Schiller als das Kräfte-Reich Goethes, Kant sogut als Fichte und endlich die romantische Dichtung [...] dabei ist immer noch etwas mitgemeint, die Art, wie gelebt wird, wie Verstand, Sinn und Seele sich in die Ordnungen des Lebens teilen, sie verlernen und mit ihnen zugleich sich selber verwüsten – irgend eine allen gleiches, verschieden begangenes Verbrechen an der Seele. Auch hat Jean Pauls seinen Begriff nicht bloß in die Tiefe, sondern sehr in die Fülle und Weite gedacht ... er mochte Arten der Einkräftigkeit unterscheiden, je nach der Kraft, die im besondern Falle die Hegemonie an sich reißt: Einkräftigkeit der Form, der Phantasie, des Gedankens. [...] und wenn dabei, vorsichtig geurteilt, sich mindestens zwei Kräfte um die Herrschaft stritten, so störte dies Jean Paul so wenig, daß er auch Goethe, der – viel mehrkräftiger als Jean Paul – das größte Orchester menschlicher Triebe dirigierte, und wie bezaubernd leicht! unter die Mehrkräftigen stieß. Denn wenn auch dieser Mensch den Umfang alles Menschlichen dichtend aufbot und lebend ausmaß: daß ein Mensch so sehr bloß Menschentum war, das schien die bedenklichste Einkräftigkeit. [...] Die Grotte aber oder Taucherglocke, wodurch Jean Paul der Jahrhundertwende entwöhnt war, heißt die Gebundenheit des Menschen im Göttlichen.“

(4) Aber vielleicht setze man neben Kommerell auch Jean Pauls Charakterisierungen Schillers und Goethes

Schiller: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen [...] Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, vol Eksteine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe.“ (Brief v. 26. Juni 1796 an Christian Otto)

In dem Bericht über den ersten Besuch bei Goethe schreibt er: „Ich gieng, ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus (Pallast) frappiert [...] eine Kühle der Angst presst die Brust - endlich tritt der Got her, kalt einsylbig, ohne Akzent. [...] Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht (aber ohne eine angenehme Farbe). (Brief v. 18. Juni 1796 an Christian Otto)
5. Vielleicht war es einzig sein „Fehler“, „ seine Figuren im Umkreis einer Regierung, eines adeligen Zirkels auszudenken, anstatt sich unter die „einfachen Leute“ zu mischen? Das scheint doch der Vorwurf zu sein, den de Bruyn macht (vgl. Text 14 (1).

Text 50 Quellen und Hinweise

Jean Paul

1. Werke, hrsg. von Norbert Miller. Hanser-Ausgabe
Frühwerke Bd. 1-4
Hauptwerke Bd. 1-6 (danach wird, soweit möglich, zitiert)
2. Sämtliche Werke und Briefe
3. Ideen-Gewimmel, hrsg. von Kurt Wölfel/Thomas Wirtz. Frankfurt: Eichborn 1996
4. „Es ist traurig, wenn man nichts behält als den Kopf“ Jean Paul zum Vergnügen. Reclam

Platon: Politeia und Phaidros (nach <http://gutenberg.spiegel.de>)

Jacobi, Friedrich Heinrich: Werke Bd.I-VI, 1812-1825

Weitere Literatur:

- Beisbart, Ortwin: Jean Paul (1763-1825). Dichter, Theologie auf poetischer und religiöser Suche nach Gott. *Ein Beitrag über seine Aktualität anlässlich seines 250. Geburtstags*. In: Arbeitshilfe für den evangelischen Religionsunterricht an Gymnasien. Folge 2012
- de Bruyn, Günter: Das Leben Jean Pauls. Halle: Mitteldeutscher Verlag 1975
- Golz, Jochen: Welt und Gegen-Welt in Jean Pauls „Titan“. Stuttgart: Metzler 1996
- Hesse, Sandra: Das janusköpfige Ich. Jean Paul, Fichte und die Frühromantik. Heidelberg, Winter, 2010
- Hesse, Sandra: Zur philosophischen Kritik und poetologischen Reflexion in J.P.s Clavis Fichtiana.
- Kiermeier, Joseph: Der Weise auf dem Thron. Studien zum Platonismus Jean Pauls. Stuttgart: Klett-Cotta 1980
- Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesysteme 1800 • 1900. München: Fink 1985
- Kommerell, Max: Jean Paul. Frankfurt: Klostermann 1.A. 1933, 4.A. 1966.
- Myona, d.i. Salomon Friedländer: Jean Paul als Denker. München: Piper 1907
- Ortheil, Hanns-Josef: Jean Paul mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek: rororo 1984
- Stern, Lucie: ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘ und Jean Pauls ‚Titan‘ (1922). In: Schweikert, Uwe (Hrsg.): Jean Paul. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1974 (Wege der Forschung Bd. CCCXXXVI), S. 33-73